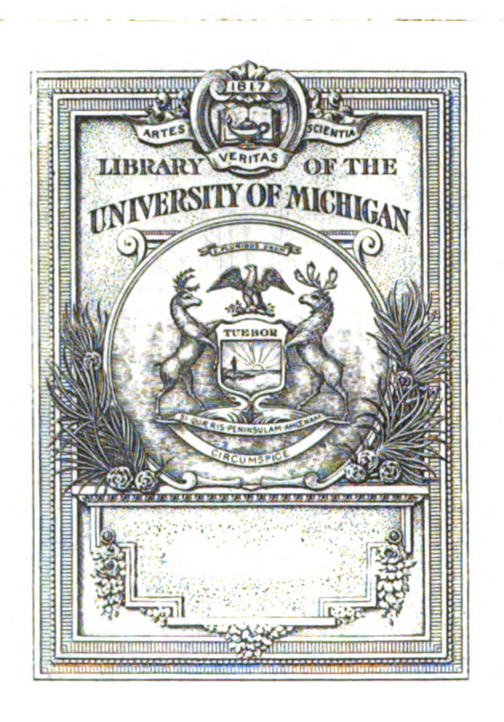


Paul Adam

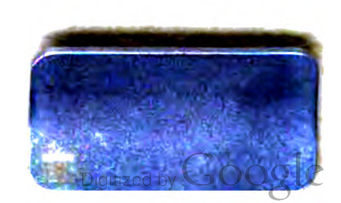
Lebenserinnerungen eines alten Kunstbuchbinders

Leipzig

Verlag Meister der Einbandkunst



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Adam: Lebenserinnerungen

Paul Adam

Lebenserinnerungen eines alten Kunstbuchbinders

Leipzig 1925
Verlag Meister der Einbandkunst

Zum Geleit

Lebenserinnerungen von Paul Adam — nach dem Buche wird, so denke ich mir, jeder Buchbinderfachmann, ob alt, ob jung, ob Meister oder Geselle, ob in der Großstadt oder in einem kleinen Nest der Provinz, begierig greifen. Denn, von dem Altmeister Paul Adam, dem nunmehr sechsundsiebzigjährigen Düsseldorfer Kunstbuchbinder, Fachlehrer, Fachschriftsteller und Fachzeitungsredakteur, hat sicherlich jeder Buchbinder, wenn er ein weitergehendes Interesse für sein Handwerk hat und Augen und Ohren offenhält, etwas gehört. Und manche haben recht viel und immer Gutes und Tüchtiges von ihm gehört, und viele verdanken ihm, dem Lehrmeister und Anreger, gar viel für ihr Leben.

Ja, Paul Adam ist in erster Linie der Buchbindermeister, der nicht nur die landläufige, sondern auch die Kunstarbeit beherrscht, die Technik des Buchblocks ebenso wie jede Art von Verzierungstechnik, der in seinen Arbeiten mit dem technischen Können immer den ästhetischen Geschmack verbunden hat, ein hervorragender Handwerksmeister, der sein Fach immer hochgehalten hat gegen sich selbst, gegen die Fachgenossen, gegen Andere; — eine alte Erfahrung: je mehr einer von seinem Fache versteht, desto höher hält er es! Deswegen hat er auch immer viel von dem Zusammenschluß der Meister in Innungen gehalten, zum Austausch ihrer Erfahrungen bei der Arbeit

wie zur Vertretung der Standesinteressen, und hat allerorten, wohin er kam, für solches Zusammengehen der Kollegen gewirkt.
Und ein geborener Lehrmeister muß er von jeher gewesen sein. Seine besondere Begabung dafür lag neben der soliden Fachausbildung in der allgemeinen Anregung zu allem Guten und Schönen über das engere Fach hinaus. Ungezählte junge Leute sind ihm in seinem langjährigen Wirken als Lehrer an der Düsseldorfer Fachschule durch die Hände gegangen und bringen dem alten Lehrer noch jetzt ihre Verehrung dar für Alles, was er sie gelehrt hat als Meister und als Mensch. Und dann: Welche ausgedehnte, erfolgreiche Tätigkeit hat er in seinen zahlreichen Fortbildungskursen in den verschiedensten Städten unseres Vaterlandes ausgeübt!
Seine vortrefflichen Lehrbücher, die diesen Unterricht ergänzten, sind in Vieler Händen. Als Geschichtsschreiber seines Faches hat er unter den deutschen Fachleuten nicht seinesgleichen. Er ging aber auch auf seinen vielen Reisen immer sogleich in die Bibliotheken und stöberte mit Kennerblick auf, was oft noch keiner der Bibliothekare beachtet hatte. Unermüdlich betrachtete er die alten Einbände und studierte sie nach ihrer Technik, so daß es keinen Zweiten gibt, der die Technik der alten Bände so kennt wie er. Und für den orientalischen Bucheinband

war er der Erste, der in der reichen Sammlung in Düssel=
dorf eingehende Untersuchungen anstellte und die Wun=
derwerke islamischer Einbandkunst, von den Unterschieden
in der Technik ausgehend, den einzelnen Ländern zuwies.
Seine allerersten Gruppierungen haben vor der inzwischen
fortgeschrittenen wissenschaftlichen Erforschung dieses Ge=
bietes standgehalten.

Ebenso hat er sich als kenntnisreicher – und darum vor=
sichtiger – Restaurator alter Einbände bewährt.

Paul Adam konnte so Vielen, Schülern und Fachgenossen,
und Bücherfreunden und =Kennern so viel geben, weil
er ein tiefgebildeter Mann ist von ausgebreitetem Wissen
und vielseitigen Interessen, von leichter Auffassung und
hellem Blick, und weil er, lebhaften Temperaments, gern
von seinem Wissen mitteilt, weil er sich leicht begeistert
und somit Andere begeistern kann.

Ich kann diesen Mann, glaube ich, in seiner Vielseitigkeit
gut charakterisieren, wenn ich berichte, wie ich mit ihm
zuerst in nähere persönliche Berührung kam. Das war im
Jahre 1907 in Straßburg. Dort hatte die Reichsverwal=
tung eine prachtvolle Ausstellung alter und neuer Buch=
einbände aus den Reichslanden veranstaltet und zugleich
einen Fortbildungskursus für Buchbinder der Reichs=
lande. Adam leitete den Fortbildungskursus, ich hatte
Vorträge über die Geschichte des Bucheinbands und Füh=

rungen durch die Ausstellung zu halten. Da zeigte sich Adam zuerst als der anregende Lehrer für jung und alt. Nebenbei brachte er sofort die Buchbinder Straßburgs, die noch keine Gemeinschaft hatten, unter den Hut einer Innung. In der Ausstellung führte er die Anfertigung von Tunkpapieren vor, so fesselnd, daß sofort sämtliche jungen Damen Straßburgs Tunkpapiere machen lernten. Bei geselligen Zusammenkünften spielte er wie daheim seine Geige im Quartett, dessen Mitglieder er hier alsbald unter den Fachgenossen ausfindig machte, und veranstaltete Aufführungen mit seinen Schülern, worin er sich ebenfalls schon früher betätigt hatte. Er schlug eben dort wie anderwärts alle in seinen Bann, wie er es auch heute noch tut mit seinen 76 Jahren, die man ihm bei seiner körperlichen und geistigen Frische und Regsamkeit wahrlich nicht anmerkt. Ein prächtiger Humor kommt ihm überall zustatten.

Als 1914 der Krieg ausbrach, da litt es den Mitkämpfer von 1870 nicht in der Stube, er gedachte nicht seines Alters und tat das Schwert um; wie stolz war er, daß die Adams mit drei Generationen im Heeresdienst standen! Ein ganzer Mann, mögen ihm noch viele gute Jahre beschieden sein für die mancherlei Arbeit, die er noch vor hat! Und möge die junge Generation in ihm ihr Vorbild sehen!

Prof. Dr. Hans Loubier

Lebenserinnerungen eines alten Kunstbuchbinders

Ich bin kein Philosoph, wenigstens will ich nicht als solcher erscheinen, am wenigsten will ich unseren alten Kollegen Zeidler nachahmen, der über so vieles geschrieben, von dem er nichts oder doch wenig verstand. Aus diesem Grunde werde ich mich hüten, hier über Prädestination zu reden; aber etwas Wahres muß doch an der Geschichte mit der Vorherbestimmung sein, es muß für jeden unter uns so eine Art Grundsätzlichkeit als Patengeschenk in die Wiege gelegt sein, von der er nicht abkommen, wie er ja auch nicht aus seiner Haut heraus kann, um sich diese etwa einmal von der doch sicher sehr interessanten Außenseite zu betrachten. Bei mir zeigt sich nun diese Eigenart in der Weise, daß ich überall um eine Nasenlänge voraus sein muß, oder richtiger gesagt: ich mußte überall die Nase vorne haben. Ich bin eben, wie wohl alle anderen Menschen auch, nach einem besonderen, für mich extra ausgesuchten Prinzip entstanden und zur Welt gekommen. Vielleicht liegt's im Familiennamen, vielleicht auch an anderem; jedenfalls bin ich reichlich sechs Wochen früher zur Welt gekommen, als ich vorschriftsmäßig gedurft hätte.

Daß das am Fastnachtsdienstag war, gerade als unter den Fenstern der Eltern eine Kürassierpatrouille eine Gruppe von aufständischen Blusenmännern zusammenhieb, sei nur nebenher erwähnt. Ob auch das Einfluß auf

das spätere Leben hatte? Mein Debüt auf dieser schlimmsten aller Welten bestand darin, daß ich die weise Frau, die mich, triumphierend hoch erhoben, meinem Vater als ältesten Jungen zeigte (es kamen dann außer drei Mädeln noch weitere neun Jungen an), daß ich diese Frau so recht von oben herab segnete. Ich erzähle das nur nach, denn man hat es mir bis in späte Tage zum Vorwurf angerechnet; ich kann mich der Sache selbst aber nicht mehr entsinnen, trotzdem ich selbst dabei war. Jedenfalls habe ich auch hier mich vorzeitig und unliebsam bemerkbar gemacht, wie noch oft genug im späteren Leben.

Später, und dessen kann ich mich noch genau erinnern, nahm mich meine Großmutter einmal mit in den Hauptgottesdienst der Kirche. Ich hatte gerade zu einer passenden, wahrscheinlicher noch zu einer unpassenden Gelegenheit eine der kleinen primitiven Blechtrompeten erhalten, wie sie im Anfange der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die wenig erklärliche Bewunderung der Kinder erregten. Die hatte ich nun auf weiß Gott welch verruchte Art mit in die Kirche geschmuggelt. Das Hauptlied setzte ein und zugleich die Posaunenbegleitung; Grund genug, daß ich mich zur Mitwirkung für berechtigt erachtet, und kräftig hatte ich gleich mit eingesetzt. Freilich hat's nicht lange gedauert; meine Kunst fand nicht die rechte Anerkennung, ja die Großmutter soll noch Ärger damit gehabt

haben. Das hat mich aber weiter nicht mehr interessiert; mir war die Kirche damals gründlich verleidet.
Und dann kam die Schule; natürlich war da die Nase auch vorn: bitte, denken Sie nicht schlecht von mir, ich war kein Streber, und es fiel mir gar nicht ein, dem Primus der Klasse unliebsame Konkurrenz zu machen. Wo es aber was zu raufen gab, da mußte ich freilich vorne sein, und das Rückwärtsgehen hab ich nie gelernt, auch später in den Feldzügen nicht. Gab's blutige Nasen, so trug ich nur Sorge, daß man zu Hause nichts merkte. Der Vater hat ja so was überhaupt nicht gemerkt. Kam die Mutter aber einmal dahinter, da sagte sie kurz angebunden: „Na, nu heule nicht, bist ja nur en Junge; wenn du noch e Mädel wärst.“ – Na, da heulte ich eben nicht.
Aber auch aus der Schule ist doch manches Brauchbare an mir hängen geblieben. Was ich in der Botanik damals nach natürlichem und Linnéschem System gelernt habe, ist mir noch heute wertvoll, und die heimische Flora ist mir beim Zeichnen erst recht wertvoll geworden, nachdem ich auch wirklich Zeichner geworden war. Auch die Grundlagen des richtigen Sehens beim Zeichnen habe ich schon in den Vorschulklassen von dem damals amtierenden Maler Koska, einem reizenden Menschen, begriffen. Von jener frühen Zeit meines bißchen Lebens datiert auch meine Kenntnis der Perspektive und der Schattenkon-

struktion. Was dann später in den Gymnasialklassen im Zeichnen geleistet wurde, das war mehr als jämmerlich, nicht einmal die hervorragend Befähigten kamen dabei auf einen grünen Zweig. Dafür wurden aber die lateinischen und griechischen Arbeiten in der Zeit gemacht, was sich hinter den aufgestellten Vorlagen (es wurde nur nach Vorlagen gearbeitet) in bester Weise machen ließ. Kein Mensch störte uns in dieser segensreichen Beschäftigung. Es ist doch ein Zeichen des mangelnden Verständnisses der Schulbehörde jener Zeit; das Zeichnen wurde als ein notwendiges Übel angesehen. Was hat man damit dem doch noch sehr im Argen liegenden Kunstgewerbe damals geschadet!

Aber meine Freude hatte ich doch neben der Schulzeit, trotzdem wir damals in der Woche zweiunddreißig Unterrichtsstunden, daneben Chorgesang, Musikstunden und das Turnen in der Odervorstadt besonders hatten. Aber es reichte doch immer noch für etwaige Liebhabereien nebenher; für mich war das: Kleben und Kastenmachen. Alle Kristallmodelle habe ich mir selbst gebaut und die kompliziertesten am liebsten, einschließlich des Rhomben- und des Pentagon-Dodekaëders. Das beste dabei war noch, daß man die schwierigen Abwicklungen zeichnen mußte.

Auch sonst war das Leben in der kinderreichen Familie ein für uns Kinder glückliches, am schönsten, wenn die

Mutter Zeit fand, an Sonntagen mit uns zu spielen und herumzutollen. Da der Vater neben seinem Fuhr- und Speditionsgeschäfte eine Holzhandlung hatte, konnten wir auf den Holzplätzen nach Belieben spielen und herumjagen, jedenfalls viel in frischer Luft sein. Mit einem Stück Brot und einem Glase Milch waren wir stets mehr als zufrieden. Gab's ausnahmsweise einmal zum Brote Butter oder gar Honig, dann galt es uns als besonderer Festtag.

Nicht weniger schön war es bei der schon zeitig Witwe gewordenen Schwester der Mutter, bei der „Muhme Thielen". Der Mann hatte ein Gut in Pacht gehabt, das ehemals Klostergut gewesen, aber unter Friedrich dem Großen samt der dazugehörigen Kirche „Zu den Elftausend Jungfrauen" protestantisch geworden war. Das war ein recht umfangreiches Gebiet, das die Muhme Thielen mit ihrer älteren Schwägerin, einem Knecht und einem Sohne bewirtschaftete. Der Mann hatte öfter wohl mehr getrunken, als gut und vernünftig war; jedenfalls hatte man ihn eines Morgens aus einem dicht dabei gelegenen Sumpfe ertrunken herausgezogen. Nun plagte sich das arme Weib mit der Arbeit auf dem Gute. Den einzigen Sohn, den sie hatte, ließ sie auf das Realgymnasium gehen, das er allerdings schon als Tertianer verließ, weil ihn die Mutter in der Wirtschaft nötig hatte. Ein Uni-

kum war die Schwägerin; so sehr wir an der Muhme Thielen hingen und diese an uns Kindern, besonders den Mädeln, so sehr scheuten wir die Muhme Rosel. Sie war uns Kindern das Urbild der Hexe aus dem Hänsel- und Gretel-Häuschen. In dem unregelmäßigen, breiten Bauerngesichte, über dem das graue Haar in wirren Strähnen herabhing, dominierte unter der spitzen Hakennase nur die wie eine Schublade vorgeschobene, wulstige, knallrote Oberlippe, und über diese ragte nur ein einziger, unverhältnismäßig verlängerter gelber Vorderzahn. Wir Kinder haben sie niemals lachen gesehen oder nur ein freundliches Wort von ihr gehört und gingen ihr so gut als möglich aus dem Wege. Aber sonst konnten wir bei der Muhme Thielen uns alles erlauben, durften in die Erbsen gehen und Möhren oder weiße Rüben nach Belieben ausraufen, nur durften wir nichts zertreten. Das ist auch niemals geschehen, denn keins von uns würde den Mut gehabt haben, etwas zu tun, was sie betrübt hätte, denn sie war unser getreuer Eckart immer und überall. Es war uns nur so schmerzlich, daß die Muhme Rosel so oft mit ihr gezankt hat, und wir gar nichts tun konnten, um ihr beizustehen. Und das hat das gute Menschenkind bis fast an ihr Lebensende ausgehalten. Noch nach Sachsen hinein, als ich schon „in der Fremde" war, hat sie mir in ihrem ungelenken Deutsch und mit

gewiß vieler Mühe liebe Briefe geschrieben, die nur mir verständlich, aber stets eine liebe Erinnerung an die Heimat waren. Als ich konfirmiert wurde, war mein erster Gang zu ihr; als ich aus dem Vaterhause ging, mein letzter ebenfalls. Ich habe sie niemals wiedergesehen. Aber für das Leben habe ich viel von ihr gelernt: sich mit allen Verhältnissen, auch den schwersten, abzufinden und doch noch zufrieden und froh zu sein. Es war eben die Schwester meiner Mutter, an der sie ebenso wie an uns Kindern hing. Ein gutes Teil unserer frohen und ungetrübten Kinderzeit.

Mit Vaters Mutter standen wir nicht ganz so gut, sie keifte zuviel mit uns Kindern. Man konnte ihr nichts recht machen und sie hatte keine rechte Beschäftigung, nachdem sie selbst sich nicht mehr an der Wirtschaft im Hause betätigen konnte. Außerdem ragte sie noch so stark in das achtzehnte Jahrhundert hinein. Ich habe mir so oft Mühe gegeben, sie zum Erzählen zu bringen; es ist mir selten gelungen, trotzdem sie während der Freiheitskriege so viel miterlebt hat. Am gesprächigsten war sie, wenn der alte Tischer – im Hause des Vaters ein altes Faktotum, halb Hausknecht, halb Faktor – mit ihr ins Plaudern kam. Der Vater mochte es nicht gern sehen, und es mußte in seiner Abwesenheit geschehen. Aber dann kramten die Beiden ihre Erinnerungen aus ihrer

Jugend aus. Da wurde erzählt, wie der wilde Jäger bei ihren Eltern durch die Küche gestürmt ist und mit seiner Horde alles kurz und klein geschlagen hat. Da durfte aber keiner in die Nähe gehen; wenn man dann morgens nachsah, war alles wieder in Ordnung und alles stand auf seinem Flecke. Nicht weniger schauerlich war es mit dem Feuermann. Wenn die Leute im Herbst spät von den Feldern kamen, dann lief er vor den Pferden her, daß die nicht weiter wollten. Er hatte seinen feurigen Kopf abgenommen und trug ihn unter dem Arme, oder er rollte ihn vor den Pferden auf der Straße lang, bis er auf einmal plötzlich im Gebüsche verschwand.

Aber auch die Irrlichter und die Graumändel spielten eine wichtige Rolle. Das war aber alles am schaurigsten, wenn wir im Winter vor dem brennenden Ofen saßen, aus dessen Feuerloche das brennende Scheitholz die stark verwitterten Züge der Großmutter beleuchtete. Dann hingen wir an ihren Lippen, und ging's dann später ins Bett, so zogen wir uns die Decke über die Ohren. Die Mutter durfte davon nichts wissen. Sie suchte uns das alles wieder auszureden, denn sie war eine durchaus freidenkende und aufgeklärte Frau.

Ich, als Ältester, habe aber bei der Großmutter doch noch so manches gelernt, was die spätere Generation nicht mehr gekannt hat, unter anderem auch das Lichterziehen.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts haben noch viele Landleute ihre Talglichter selber „gezogen". Die Baumwollendochte, aus einzelnen Fäden geschnitten, wurden in entsprechender Länge über einen dünnen Holzstab gehängt, je nach Größe des Gefäßes mit dem heißen Hammeltalg, fünf, sechs oder mehr nebeneinander. Dieses Stäbchen mit den Dochten wurde dann so tief in das Fett eingetaucht, daß oben eben gerade noch so viel fettfrei blieb, um das Licht anstecken zu können. Nach dem ersten Tauchen wurden die Dochte mit drei Fingern der rechten Hand erst noch glatt gestrichen, damit das Licht schön schlank und gerade wurde, gewissermaßen modelliert. Der Talg erstarrte in wenigen Minuten, und dann wurde das Stäbchen wieder getaucht, und weiterhin so oft, bis das Licht die erforderliche Dicke hatte. Dazu durfte der Talg nicht zu heiß sein, da er sonst nicht rasch genug ansetzte und zu häufig getaucht und herausgezogen werden mußte. Dadurch wurden die Lichte unten dicker als oben.

In solche Verhältnisse kann man sich heute in der Zeit des Leuchtgases und der Elektrizität gar nicht mehr hineindenken, noch weniger, daß man die Straßen mit Kienfackeln beleuchten mußte, wenn in der Nacht Truppen durch die Städte oder Ortschaften zogen. An den Hausecken waren dazu eiserne Krampen angebracht, in die

dann die Kienscheite eingeklemmt wurden. In meiner Vaterstadt Breslau hat es zu meiner Jugendzeit noch solche Klammern gegeben, und in Krakau habe ich sie noch vor dem letzten Feldzuge gesehen.

Nicht weniger interessant waren die alten Feuerzeuge vor Erfindung der Streichhölzer. Im elterlichen Haushalt war noch ein kräftiger Mahagonikasten, zum Teil mit Blech ausgeschlagen, mit Blechdeckel und den verschiedensten rund ausgebohrten Löchern versehen. Das war das alte Feuerzeug, aber nur noch teilweise in Betrieb. Es mag nicht mehr viele von dieser Art geben und noch weniger Leute aus jener Zeit, die den Gebrauch kennen.

Das Feuerzeug enthielt zwei Arten der Feuererzeugung: das „Pinkeding" und das „Tunkeding". Das erstere war im wesentlichen Stahl und Stein und ein Zunder, der, aus verbrannten Lumpen hergestellt, in dem mit Blech ausgekleideten Fache verwahrt und mit dem Metalldeckel verschlossen wurde. Daneben im Fache lag dann noch ein kleiner Vorrat von Schwefelfaden. Zum Gebrauche wurden mit Stahl und Stein Funken in das Zunderkästchen geworfen und diese durch Anblasen zu stärkerem Glimmen gebracht. An dieser ersten Feuerquelle wurde ein Stückchen Schwefelfaden zum Brennen gebracht, mit dem man dann nach Belieben das Feuer weitertragen konnte.

Einfacher und fortgeschrittener war das Verfahren mit

dem „Tunkeding". In einem mit Glasstöpsel verschlossenen Fläschchen mit weitem Halse war Asbestwolle, mit Schwefelsäure übergossen und damit durchtränkt. Dahinein tunkte man ein Schwefelhölzchen, das am unteren Ende zuerst in Schwefel, dann in einer Mischung von Schwefel und chlorsaurem Kali, dem noch etwas Zinnober oder Minium beigemengt war, mit einem explosiven Überzug versehen wurde. Man mußte nur rasch genug nach dem Eintunken aus dem Gläschen herauskommen, sonst entzündete sich Schwefelüberzug und Holz nicht rasch genug, oder erlöschte zu schnell. Dann kamen in der Zeit, da ich als A-B-C-Schütze zur Schule wanderte, die Phosphorstreichhölzer auf, die nach und nach die Tunkhölzer verdrängten. Streichhölzer wurden damals in kleinen, aus Holz gedrehten Büchschen verkauft, in denen etwa fünfundzwanzig Streichhölzchen enthalten waren. Trügt mich mein Gedächtnis nicht, so kostete ein solches Büchschen damals zwei und einen halben Silbergroschen, also fünfundzwanzig Pfennige nach der späteren Währung. Im übrigen durften diese Streichhölzer damals nicht an Kinder verkauft werden; man wird wohl Grund gehabt haben, das so anzuordnen, denn es war eine zu feine Sache, ein solches Hölzchen an irgendeinem Gegenstande anzureiben.

Im übrigen war die damalige Zeit noch der Ausgang

des Biedermeiertums. Ich erinnere mich noch sehr gut der Zeit, da der Vater abends nach dem Nachtessen im blauen Frack mit blanken Stahlknöpfen, den Zylinderhut auf dem Kopfe und die lange Pfeife im Munde, in die Brauerei zum Storch wanderte, um mit Bekannten und Geschäftsfreunden ein oder zwei Glas Braunbier — das Viertelquart zu vier Pfennig — zu trinken. War das geschehen, dann war es auch zehn Uhr, die der Nachtwächter abpfiff und absang. „Die Glocke hat zehn geschlagen; bewahrt das Feuer und das Licht, daß kein Schaden geschicht." So tönte es straßauf, straßab, bis daß der „Herr Nachtrat" unter irgendeinem Torbogen oder sonst an verschwiegenem Plätzchen eine temporäre Unterkunft fand bis zum Ausrufen der nächsten Stunde. Die rechte Nachtruhe bekam der Mann jedoch erst nach zwölf Uhr, denn er hatte auch die Schlüssel der meisten Häuser am Gürtel, um Verspätete in die Häuser einzulassen, was immerhin manchmal eine nahrhafte Sache war. Besonders die Herren Studenten waren im Nachhausekommen meistens recht unberechenbar, und noch unberechenbarer in dem Unwesen, das sie bei nächtlicher Weile mit den Wächtern trieben, besonders, wenn sie irgendeinen erwischten, der im tiefen Schlafe lag. Hatten sie nun einmal einen schlafenden Nachtwächter aufgegriffen, der wohl einen kleinen Rausch gehabt, so passierte es nicht

selten, daß sie ihn in einem Wagen zur nächsten Stadt fuhren und ausbooteten. Als sie ihn dann unter einem Tore untergebracht hatten, brüllten sie ihm in die Ohren: „Die Glocke hat elf geschlagen." In Wirklichkeit war's allerdings schon zwei Uhr vorbei. In seinem schlaftrunkenen Dusel lief er auf die Straße hinaus und rief elf Uhr aus, bis ihn sein Kollege in der anderen Stadt beinahe verhaftete.

Die damaligen Wächter hatten außer ihrem umgehängten Feuerhorn auch noch den Spieß als Waffe. Niemand war sich darüber klar, was sie mit dem hätten anfangen sollen. Gewöhnlich stand er neben dem Eingeschlafenen in einer Ecke. Da war auf dem Ring so ein altes Patrizierhaus, in dessen geräumiger Vorhalle so feine Ruheplätzchen waren. Dort fanden sich gewöhnlich mehrere Wächter zu gemeinsamem Ausruhen zusammen; die Spieße stellten sie im Toreingange in die Ecke. Einstmals hatten die Studenten die Spieße still entwendet, und ein schon morgens bei der Arbeit stehender Schmied hatte die Spitzen der vier oder fünf Spieße zusammengeschweißt. So hatten die Schabernäcker sie wieder an ihren Platz gestellt. Als nun die Zeit zum Stundenabrufen da war und jeder nach seinem Spieße griff, waren diese untrennbar verbunden und die Verschlafenen ihres Hauptwahrzeichens beraubt. Damals gab es eben noch harmlose Scherze und harmlose Menschen.

Mein Vater war ein guter Fußgänger und Naturfreund; Spaziergänge mit ihm waren ein Genuß. Fast jede Pflanze kannte er mit deutschem und botanischem Namen, und die Einklassifizierung ins Linnésche System war dann meine ergänzende Aufgabe. Die ganze Kette des am Horizont sichtbaren Riesengebirges war für uns Jungens ein bekanntes Gebiet, und es hat damals kaum einen Berg oder eine Erhebung gegeben, die wir nicht genau mit Namen bezeichnen konnten. Auch sonst war wenigstens den Älteren von uns die heimatliche Provinz recht vertraut, da der Vater zum Holzeinkaufe selbst in die Wälder hinaus mußte. Da gab es denn auch oft genug Gelegenheit, in den Ferientagen bei irgendeinem Förster ein paar Tage herumzulungern, alles mögliche Eigenartige kennen und mitmachen zu lernen. Dachse und Füchse habe ich mehrfach mitgegraben in den polnischen Wäldern bei Trachenberg, und das Ausnehmen von Dohlennestern auf der Warthe war eine viel zu interessante Beschäftigung, als daß man das vergessen könnte. Da war so ein altes Faktotum auf der Oberförsterei in Nesigode, halb Holzarbeiter, halb Wilddieb; das letztere wohl im Hauptberufe. Mit dem bin ich herumgestrichen bei Tag und bei Nacht und habe den Wald und den Sumpf in allen Witterungen, bei Regen und bei Sonnenbrand kennengelernt. Aber durchhalten mußte

ich, sonst durfte ich nicht mitgehen. Das hab ich auch redlich getan, und den Mund halten konnte ich auch. Das meiste geschah ja auf verbotenen Wegen, nicht etwa verboten nach göttlichem und menschlichem Gesetze, bewahre. Aber die Jagdgesetze haben wir dauernd und bewußt übertreten. Der alte Karpicke war aber ein so mit allen Kniffen Vertrauter, siebenmal Gesiebter, daß man dem so leicht nicht ans Fell konnte. Ich glaube auch bestimmt, daß er mich nur immer so gern mitnahm, weil man ihm dann besser traute. Mir war's ja einerlei; war ich dabei, konnte er auch meinen Spezialfreund, den Sylvester, einen musterhaft dressierten Hühnerhund mitnehmen, was sonst nicht angegangen wäre. Ich bin auf diese Art sogar zu einer Wolfsjagd gekommen. Wir hatten den Räuber in halber Dämmerung aufgestöbert und dann dem Oberförster Meldung gemacht. In aller Geschwindigkeit war in einer alten Eiche eine sogenannte Kanzel eingerichtet worden, auf der für drei Jäger reichlich Raum war. Der alte Karpicke wurde auf einen Gaul gesetzt, auf dem er das ganze fragliche Gebiet, das der Wolf bestreichen konnte, umritt, hinter sich her an einem Stricke eine tote Katze schleppend. Der Beginn und das Ende des Rittes waren an der Kanzel, wo dann schließlich auch das Katzenvieh hingelegt wurde. Wo der Wolf auch die Spur überwechseln mußte, immer ging er dann der Fährte

nach; ob rechts oder links herum, er mußte zur Kanzel, von der er dann auch beim ersten Morgengrauen abgeschossen wurde. Eigentlich sollte ich auf diese Nachttour nicht mit; doch der Karpicke war für mich warm eingetreten und hatte mich die halbe Nacht in seinem Schafpelze warm gehalten. O, warum ist die Kinder- und Jugendzeit so kurz?

In damaliger Zeit fehlte es auch sonst nicht an denkwürdigen Ereignissen. Da ich der Älteste war, durfte ich öfters auf den Geschäftsreisen des Vaters zum Holzeinkauf in die Wälder mitfahren. Einmal habe ich es ihm auch abgebettelt, auf einer Schlittenfahrt mit nach Trebnitz zu fahren. Das war von Breslau aus damals im Winter und bei Schnee immerhin eine Fahrt von mehreren Stunden. Es hatte gewaltig geschneit, der Mond schien hell und klar über das ganze allmählich zum Katzengebirge hinansteigende Gelände. Der Vater, sein Geschäftsteilhaber und ich dazwischen, saßen warm unter dem großen Bärenfell mit dem mächtigen Kopfe des Tieres, das vorn über den Schlittenrand hervorschaute und mit den Zähnen und seiner roten Tuchzunge gar gefährlich aussah. Der Kutscher saß hinter dem Schlitten auf besonderem Sitzbock und die Zügel gingen über uns weg. Unser Schimmelpaar mit dem Schellen- und Glockengeläute über dem Mittelgurt nebst den farbigen Roßschweifen

dabei, zog kräftig aus, und wir flogen über die Schneefläche, daß es eine Lust war. Da es für die Pferde keine allzu große Anstrengung war, wir auch in Trebnitz über Nacht bleiben mußten, waren wir erst am Nachmittage weggefahren, sollten also etwa um fünf Uhr am Ziele angekommen sein. Wir waren im besten Zuge, der Schlitten flog nur so über den Schnee. Da plötzlich bäumen sich die Tiere hoch auf, der Schlitten schleudert seitwärts, und im Bogen fliegen wir aus dem seitlich umgekippten Schlitten heraus. Wir waren von der hochliegenden Straße abgekommen und in eine sogenannte Windwehe hineingerutscht. Das ist eine Bodenfalte, die vom Winde voll Schnee geweht ist, so daß sie mit der Straße in einer Ebene liegt. Damals standen noch keine Bäume an den Hauptstraßen wie heute, die Basaltsteine waren aber nicht hoch genug und von Schnee überdeckt. So hatte der Kutscher den Weg verloren; die Tiere waren mit den Vorderbeinen im Schnee eingesunken, hatten den Schlitten herumgerissen, und der war ebenfalls in die Grube gesunken. Uns selbst war wenigstens nichts passiert, außer dem Schneebade; die Leidtragenden waren die drei Erwachsenen, denn ich hatte bei der Geschichte eine Mordsfreude. Nun hieß es aber, den Schlitten wieder aufrichten und auf die Straße bringen. Da mußte alles fest zugreifen, und ich durfte mithelfen. Es wird wohl nicht viel gewesen sein.

Bei der Arbeit stellte sich nun heraus, daß auch die Deichsel gebrochen war. Die unruhigen Tiere waren erst nach langer Mühe herausgebracht worden, der Schlitten lag quer zur Straße und auf der Seite. Nun war guter Rat teuer, und Nacht war es auch geworden, wenn auch der Mond sein zauberisches Licht auf der Schneefläche so recht zur Geltung brachte. Als wir schließlich den reichlich großen Kasten aufgerichtet und auf der Straße hatten, wollte es nicht gelingen, die Tiere wieder anzusträngen, denn die Deichsel ließ sich nicht zusammenschnüren. Schließlich wurde der Kutscher mit den Pferden nach Trebnitz hineingeschickt, um mit einem Stellmacher und den nötigen Hilfsmitteln wieder zurückzukommen. Ich wurde in den Schlitten verstaut und fühlte mich behaglich, wie für mich die ganze Affäre das reine Schützenfest war. Als dann die Hilfe gekommen und der Schaden notdürftig repariert war, ging es flott in das Städtchen, in dessen Kirche die heilige Hedwig, die Mutter des Herzogs Heinrich, der bei dem Einfall der Mongolen bei Liegnitz gefallen war, begraben ist. Ich glaube, daß ich in der folgenden Nacht ausgezeichnet geschlafen habe.

Die Winterzeit war für uns Kinder reich an Erlebnissen und Abwechslung. Der Vater hatte, nach echt schlesischer Sitte, im Laufe verschiedener Jahre ein „Krippel" gebaut, das drei Etagen hatte. Der Bau war drei Meter lang,

und es mußte immer ein Zimmer halb ausgeräumt werden, um es unterzubringen. Das Ganze war eine ebenso saubere und mühevolle Arbeit, als es unter dem Einfluß der damaligen Verhältnisse und der schlesischen Überlieferung eine zusammenhängende Kette von Anachronismen war. Es war berühmt in der ganzen Stadt, und wer nur irgend Verbindung mit dem Vater hatte, kam in den Weihnachtstagen, um das Adamsche Krippel zu sehen.

Im unteren, überwiegend großen Stockwerk war auf der einen Seite ein Judentempel mit einem Dutzend Juden darin, die sich dauernd verneigten, jeder mit einem Buche in der Hand, vor dem Tempel ein großer Springbrunnen, dessen Strahl dauernd eine Glaskugel immer wieder nach oben trieb. Dann ein Mädel im schlesischen Bauernkostüm mit einer Holzkanne, in die sie mit eifrigem Bemühen aus einer – für damalige Zeit hochmodernen – Pumpe scheinbar Wasser herauspumpte. Es war ein freundliches, fleißiges Mädel mit einem sauberen Filetschürzchen und zierlichen Halbschuhen. Gleich dabei war eine Wassermühle mit zwei Rädern, die sich in dem Bache aus Spiegelgläsern widerspiegelten. Das Ganze war ein mechanisches Kunststück, denn vor der Mühle waren zwei Müllerburschen beschäftigt, einen Mühlstein zu behauen. Dazu sah oben aus dem Dachfenster der Müller her-

aus, nach rechts und links schauend, und oben aus dem Schornstein ragte der Schornsteinfeger, sich dauernd um die eigene Achse drehend. Schließlich war am anderen Ende der Fläche eine Felsengrotte, in die sich ein Einsiedler eingenistet hatte. Er zog ein Glöckchen, das oben in einem kleinen Ausbau hing. Im Hintergrunde ein kleiner Altar mit Kruzifix und zwei betenden Engeln, und neben ihm stehend ein schwarzer Sarg, in den sich der Siedelmann, wenn er wirklich gelebt hätte, jeden Abend hätte hineinlegen müssen, um schließlich einmal nicht mehr daraus zu erwachen. Das mag uns eigenartig klingen; aber es war einmal so schlesische Überlieferung, und dagegen hätte der Vater bestimmt nicht verstoßen.

Die ganze Fläche war mit frischem Moos belegt, in das dann viele, viele Bildchen eingesteckt waren, meistens Hirten und Schafe, ein Mann am Ziehbrunnen, ein Mädel mit Gänsen und einem Fuchs, der schon eine Gans gestohlen hatte, und vieles andere, was allerdings dem täglichen Leben entliehen, zur Zeit Christi aber bestimmt nicht gangbar war. Die Mitte dieser unteren Partie nahm natürlich die eigentliche Krippe, der Stall der Geburt mit dem Wachskindlein in der Krippe auf Streu und der heiligen Familie zwischen Ochsen, Eseln und Schafen, ein. Am Dreikönigstage kamen dann noch die heiligen drei Könige hinzu. Unsere Familie ist zwar protestan-

tisch, aber an dieser Tradition konnte ebenfalls nicht gerüttelt werden. Im übrigen kannte man damals noch keine so scharfe Differenzierung der Konfessionen als später, nach dem Kulturkampfe.
Auf diesem Untergeschoß war ein gewaltiger Berg aufgebaut, in dessen Innerem ein Bergwerk eingefügt war, ebenfalls eine nicht zu umgehende schlesische Eigenart. Da marschierten hinten die Bergleute mit ihren Arbeitsgeräten vorbei, und in der Mitte war eine Steinsäule, um die sich in dauerndem Kreislauf die Musik der Bergleute herumbewegte. Aus allen Fugen und Ecken blitzte und glitzerte es, als ob es ein Goldbergwerk wäre. Über dem Ganzen aber als oberstes Geschoß war die Burg Jerusalem aufgebaut mit islamitischen Kuppeln und norddeutschen Giebelhäusern. Da war Markt, und Händler und Käufer zogen im Hintergrunde vorbei, soweit sie nicht still an Verkaufstischen saßen und besonders Gemüse, Brot und Fische feilhielten. Dicht unter den Mauern Jerusalems waren rechts und links zwei Windmühlen eingebaut, die an der Stelle in Wirklichkeit niemals den notwendigen Wind gehabt hätten. Aber wie gesagt, gegen die Tradition kämpfte der Vater nicht an. Und das alles war reichlich mit Lichtern besetzt. Über vierzig Wachskerzen in den kleinen tönernen Leuchtern, wie sie ebenfalls zur schlesischen Krippelherrlichkeit gehö-

ren, beleuchteten das Gesamtbild. Es ist in Schlesien eben alles auf diesen Heimatgebrauch eingestellt gewesen, und auf dem Christmarkte, dem sogenannten Kindelmarkte, waren alle die Bilder und Bildchen, auf Pappe gemalt und schon ausgeschnitten, käuflich. Man soll heute nicht darüber lachen. Es waren einzelne Verkäufer mit diesen Krippelbildern auf dem Markte, die wirkliche Kunstwerke feilboten. Und das war alles eigenes Erzeugnis, Volkskunst mit künstlerischem Einschlag im besten Sinne. Ich für mein Teil bedaure heute, daß dieses Familienstück, die Arbeit unserer Eltern — denn die Mutter half fleißig mit — durch die Not der Zeiten, das Zusammendrängen in den Wohnungen, bei einer großen Überschwemmung der Oder zugrunde gegangen ist. Wie viel Elternliebe und Elternfleiß ist dabei mit zu Grabe getragen.

Weihnachten! Welche Heimatsgefühle wollen sich bei dem Worte wieder in den Vordergrund drängen! Schon eine ganze Woche vor dem Feste begannen die Vorbereitungen, denn das Krippel erforderte zum Aufschlagen mehrere Tage. Es wollten auch nach der langen Sommer- und Herbstzeit die auf dem Speicher verquollenen Teile nicht gleich ineinander passen, mußten ausgetrocknet und wieder zurechtgemacht werden. Das Herbeiholen aus dem obersten Stockwerk des Hauses war dann, solange ich noch im Elternhause war, meine Arbeit. Ich

kannte alles, wußte alle Plätze, wo die großen und kleinen Stücke verstaut waren. Vor einer Weihnacht war schon alles herbeigeholt, die große Grundplatte lag auf den zugehörigen Böcken, die Mittelpartie sollte eben eingesetzt werden. Sagte der Vater: „Paul, wir haben oben noch dicht neben der Türe den einen Pfosten stehen lassen; fix, hinauf und hole ihn runter.“ – „Ich will mir gleich die Laterne anstecken.“ – „Ach was, Laterne; du weißt doch im Finstern genau Bescheid. Mach, daß du hinaufkommst!“ Da gab's keinen Widerspruch; der Vater hatte recht gehabt, der Pfosten stand richtig neben der Türe des Speichers. Mit einem Griffe hatte ich ihn, und nun hinunter. Da – – – klipp, klapp – – dicht hinter mir ein geheimnisvolles Rascheln – – ich bleibe stehen, alles ist still. Also weiter – – da gehts wieder los – – klipp – klipp – klapp – – ich stehe wieder, nichts rührt sich. Ich beiße die Zähne aufeinander und gehe die Stiege weiter hinab – bist ja ein Junge – fürchten gibt's nicht – – klipp – klipp – klapp – aber nur weiter, erst langsam und gemäßigt, allmählich immer schneller, und ebenso wächst der Lärm hinter mir, der sich im Kinderkopfe schon zu einem Tosen ausbildet. Die letzte Stiege rase ich hinab unter dem schlimmsten Gepolter hinter mir her. Im letzten Augenblick brülle ich los: „Vater!“ Die Türe wird aufgerissen: „Was ist los?“ – – Ich stehe allein vor dem

Vater. Niemand in der Nähe. — Aber in mein Bubenkittelchen hatte sich eine Bohnenranke mit allen Bohnen daran festgehakelt. Die hatte mit anderen zum Trocknen auf dem Speicher gelegen, und jetzt machten die getrockneten Bohnen in den Hülsen den tollen Lärm. — — Erst machte der Vater ein böses Gesicht, dann lachte er mich aus, knüpfte aber doch die weise Lehre daran, daß alles auf der Welt einen vernünftigen Grund habe, und daß ein Junge sich niemals verblüffen lassen dürfe. Ich war halt damals auch erst im elften Jahre.

Der Tag des Heiligen Abends war natürlich der gewaltigste. Morgens wurde schon das Zimmer, in dem das Krippel stand, und in dem abends dann auch beschert wurde, für den Verkehr gesperrt, und nur Vater und Mutter hatten Zutritt, soweit sie dazu Zeit hatten, denn die war an dem Tage knapp. Mutter hatte für den Abend die Karpfen mit polnischer Soße zurechtzumachen, die in einem großen Kupferkessel mit drei Beinen auf dem offenen Feuer im Kamin gekocht wurden. Darum herum gruppiert kamen auf die Platte Bratwürste in einer Kette, dazu Kartoffeln und Sauerkraut, und hinterher gab's dann Mohnklöße. Oh! Ihr, die ihr nicht Schlesier seid! Was wißt ihr von Mohnklößen und von polnischer Soße? Nichts wißt ihr, und das ganze schlesische Milieu kennt ihr auch nicht, und da könnt ihr auch

nicht zuviel von den schwer verdaulichen Mohnklößen essen!

Der Vater hatte nicht weniger Arbeit. Jeder von den männlichen Angestellten, Kutscher, Hausknecht und Schaffer — es waren stets an das Dutzend Personen — erhielten ihr Weihnachtsgeschenk. Erstlich jeder einen Striezel, das heißt einen Weihnachtsstollen, und dann ein Geldgeschenk „auf die Hand", wie damals der Kunstausdruck lautete. Dann kamen die Segenswünsche der Beschenkten, und da hatte jeder seine Eigenart und sein Sonderverslein. Das kannten wir Jungens natürlich schon und warteten kichernd, bis der Betreffende an der Reihe war und es herausplärrte. Zuletzt kam dann der alte „Anton", so hieß er in der ganzen Stadt. Das war ein altes Breslauer Original, vom Vater schon von seinem Geschäftsvorgänger übernommen. Ein alter Junggeselle, schon über die Siebzig hinaus und ins achtzehnte Jahrhundert hineinreichend. Er hieß mit seinem vollen Namen Anton Schneider und war seit seinem frühesten Alter im Geschäft als „Hürdlerknecht", der damalige Ausdruck für die Kutscher der Last- und Frachtfuhrwerke. Er trug bis in sein hohes Alter die zünftige Kleidung, die damals noch den Hürdlern der alten Richtung eigen war. Damit erinnerte er in gewissem Grade an die Gestalten des Dürer. Das war ein Kittel von grobem, rohem Leinen, dazu die gleichen

Hosen und eine lange Schürze mit Latz. Dazu — und das war eben das Auffallende — einen Zylinderhut, der aus dem Bestande von Vaters zurückgesetzten entnommen wurde. So stand er vorn auf seinem Wagen und regierte seine Tiere. Er hatte die bestgepflegten und bestgeschonten und hegte sie wie seine Kinder; mit ihnen sprach er, für sie betete er, wenn er jeden Morgen in aller Frühe zur Kirche ging. Er würde niemals seine Arbeit begonnen haben, wenn er nicht morgens in den „Seigen", das heißt Segen, gegangen wäre. Er war ein frommes, gläubiges Gemüt, grundehrlich und dem Vater allzeit ein treuer Diener. Wir Jungens mochten ihn mit seinem unrasierten, faltenreichen Gesicht gern, wenn auch sonst die Straßenjugend sich über ihn lustig machte und ihm nachrief. Es hat ihn aber niemals aus seiner Ruhe gebracht. Still tat er seine Pflicht, und auch getrunken hat er niemals. So hat man ihn auch einstmals tot im Stalle gefunden, denn er schlief bei seinen Pferden und hatte da ein Bett, das ihm Mutter in Ordnung hielt. Sonst aber hatte er sich seine Wäsche selber gewaschen. Nur Sonntags tat er einen gestärkten Kragen um, ein sogenanntes „Bäffchen", also mit Ausschnitt unter dem Kinn und nach vorn vorstehenden Spitzen, die ja den Namen „Vatermörder" hatten.

Also dieser Anton war unter den Weihnachtsbescherten

der letzte. Er allein erhielt zu seinem Striezel noch eine Leinenschürze, die Mutter selbst ihm nähte. Sein Dank war stillerer Art wie die Phrasen der anderen. Er murmelte eigentlich nur etwas nicht immer Verständliches in den Bart, reichte dem Vater die Hand, war die Mutter in der Nähe, auch dieser, und murmelte dann noch etwas. Es war ein kurzes Gebet für die Familie. Wo ist diese Gattung von Menschen hingekommen? Alle sind sie zu Grabe gegangen, aber ein Ersatz ist nicht an ihre Stelle getreten.

Die Liebhaberei für Klebearbeiten war es, die meinen Vater veranlaßte, mich später in die Buchbinderei zu stecken. Einer meiner Lieblingslehrer hatte mich „tödlich gekränkt". Mein Mitschüler der Zwicklinski – im gewöhnlichen Leben hieß er v. Zychlinski – hatte mir während des Geschichtsunterrichtes die griechische Arbeit aus meiner Mappe geholt, um sie abzuschreiben. Das hatte nun der den Geschichtsunterricht traktierende Lehrer gesehen und mich dafür angefaßt. Ich hätte ja nun den Zwicklinski verpetzen können; aber das kann doch ein angehender Sekundaner nicht. Nun wurde mir eine Strafe zudiktiert, die ich ablehnte, und ich ging einfach nicht mehr in die Klasse. Der Vater wollte die Sache einrenken, aber der Lehrer verlangte, ich solle abbitten und beichten. Das wollte ich aber nicht. Der Vater machte kurzen Prozeß:

„Dann kommst du in die Handwerkslehre.“ Ich war mir über die Folgen nicht recht klar, aber es kam so.
Das war ja rasch geschehen, diese Umsattelung. Aber — aber. In der einen Woche war ich mit den ganzen lieben Kerls auf der Schule zusammengewesen, mit dem Max Kalbeck, der dann dem Smetana für die „Verkaufte Braut“ und andere Opern den Text ins Deutsche übersetzt hat, dem Georg Henschel, der zuletzt in London sich noch als Deutschenfresser aufgespielt hat, dem Grund, der die größte Drogenhandlung in Breslau vom Vater übernahm, dann die Prachtkerle aus dem schlesischen Adel, die alle das Magdalenaeum besuchten. In der nächsten Woche schon wollte mich ein Teil nicht mehr kennen, wenn ich meine erste Morgenarbeit, das Ausleeren der Kübel in den Straßenkanal, verrichtete; denn eine Kanalisation der Häuser gab es damals in Breslau noch nicht, ebensowenig eine Wasserleitung. Das kränkte mich fast noch mehr als die nicht immer schönen Hänseleien des andern Teils. Richtige und ehrliche, treue Kameradschaft auch diese Zeit hindurch gezeigt haben nur zwei in die Seekadettenschule Eingetretene, der Prittwitz, der dann später so gute Karriere gemacht hat, und der allzufrüh heimgegangene Matzke. Das waren schwere Tage, auch noch in anderer Hinsicht. Das ganze Handwerksleben war damals noch auf das „Zünftige“ eingestellt. Es gab keine

Arbeit, die so gering war, daß sie nicht auch der Lehrling hätte tun müssen. Eine normierte Arbeitszeit gab es nicht. Im Sommer nominell um fünf Uhr aus dem Bette im Hause des Meisters. Eine Mittagspause war eine unbekannte Sache, dagegen war um acht Uhr Feierabend, wenn nicht „etwas dazwischen kam". Und doch war gerade diese Zeit, von der ich sagen kann, sie gefiel mir nicht, eine der besten Schulungen für das Leben. Nie in späterer Zeit ist mir etwas zu schwer geworden oder zuviel gewesen. Ich kannte alles und konnte alles, was in einer Haushaltung erforderlich ist, vor allen Dingen konnte ich beurteilen, was der Mensch mit einigem guten Willen zu leisten imstande ist. Das ist im Leben nicht hoch genug anzuschlagen, das ist wertvoll für einen Feldzug und auch für eine Ehe, die ja immerhin etwas anderes ist wie ein Feldzug.

Waren Gehilfen im Hause, so war man deren Willkür gegenüber völlig machtlos; dabei war das schon nicht mehr die schlimmste Zunftzeit. Die war vorüber, und nur das, was so im täglichen Gebrauche üblich, war noch übrig geblieben, wohlkonserviert von denen, die sich mit der damals noch leidlich neuen Gewerbefreiheit nicht anfreunden konnten. Aber das Gesellen- und Meisterstück war noch üblich, auch die Aufnahme in die Innung für den Lehrling. Das war übrigens damals eine ganz feier-

liche Sache. Man wurde vom Obermeister – damals war es der alte Gustav Beuthner – mit einer feierlichen Anrede, die den ganzen Wert des Handwerks und der Handwerksehre betonte, und mit Handschlag in die Innung aufgenommen. Dann gab man den anderen Mitgliedern des Innungsvorstandes auch noch ein Händchen, erhielt seinen Aufnahmeschein, und damit war die wirklich feierliche Handlung erledigt. Es ist bedauerlich, daß solche Vorgänge im Leben der Handwerker heute völlig abgeflaut und verblaßt sind. Warum? Für das junge Menschenkind, das nun doch so recht ins Leben eintritt, ist ein solcher Tag oft von einschneidender, jedenfalls doch sehr wichtiger Bedeutung; ein neuer Lebensabschnitt beginnt, die Kinderzeit ist vorbei, die Zeit der Arbeit, wohl auch der Sorge fängt an. Darüber sollte der Neuling für das Gewerbe nicht im unklaren gelassen werden, daß er von nun an im großen Getriebe des Gewerbes, auch wohl des Staates und der Gemeinde ein größeres oder kleineres Rad oder auch Rädchen darstellt, das aber notwendig ist, um das Ganze im Gange zu halten. Auch unsere Gesellen- und Meisterprüfungen sind eine so schematisch-langweilige Alltäglichkeit geworden, daß man erstaunt sein könnte. Wie anders werden solche Gelegenheiten bei anderen Korporationen junger Leute zu feierlichen Akten ausgestaltet! Unsere gewerbliche Jugend ist doch sonst leider

allzu geneigt, bei ihren Versammlungen studentische Allüren in der verschrobensten Weise zu kopieren, mit Ausdrücken und Gebräuchen zu hantieren, die für angehende Akademiker, keinesfalls für Handwerksgesellen mit ganz anderem Bildungsgange und anderen Umgangsformen annehmbar sind.

Da hatte es doch noch einen Sinn, wenn in der älteren Zunftzeit die Buchbinderlehrlinge beim „Auslernen" von den Gesellen geprüft wurden und die ganze Sache von vornherein auf eine humoristische Note gestimmt war. Der zu Prüfende stand unter den prüfenden Gesellen, den „Taufpaten"; es wurde ihm ein Papierfederhut mit oben hineingesteckten Beschneidespänen auf den Kopf gesetzt, ihm ein Stückchen Holz in Größe und Format eines Oktavbrettes in die Hand gegeben. Dieses Buch sollte er nun binden und sagen, wie er das machen wolle. Es lag immerhin ein Sinn in der Sache. Es ist bekanntlich gar nicht so leicht, die Herstellung eines Gegenstandes klarzulegen, ohne diesen Gegenstand selbst in der Hand zu haben. Das Brettchen gab wenigstens durch die Ähnlichkeit der Form einen Anhalt für die zu gebende Beschreibung. Angeredet wurde der Prüfling stets nur mit dem Namen „Ziegenschurz"; die Schürzen der Buchbinder, Gesellen und Lehrlinge sowohl als beim Meister, waren lohgare Felle. Das Leder hatte damals wenig Wert und

konnte in der Weise verwendet werden. Davon ist der Spottname des Lehrlings entlehnt und hatte etwa die Bedeutung des heutigen Spottnamens „Stift". Auf den Bildern von Jost Amman tragen die Gesellen alle einen solchen Lederschurz, und in dem Werkchen des Ansbacher Buchbinders Prediger, das zweihundert Jahre später entstand, ist ebenfalls noch der Fellschurz dargestellt.

Die ganze Handlung ging seitens der Gesellen darauf aus, weniger zu prüfen, als den Prüfling zu hänseln und zu quälen, denn er wurde wiederholt auf die Finger geschlagen, um ihm das Demonstrationsbrettchen aus der Hand zu schlagen; während er es aber dann aufhob, ihn nach Möglichkeit zu verprügeln.

Die Aufnahme in die Innung war also erfolgt, ein Rückwärts gab es nicht mehr, wenigstens nicht ohne außergewöhnliche Umstände. Ohne diesen Zwang wäre ich doch wohl nach dem ersten Jahre ausgekniffen. Es war nach meiner Ansicht kein Vorwärtskommen; ich hatte nach dem ersten Jahre noch keinen Halbleinenband gemacht, wenigstens allein und selbständig nicht. Meine Tätigkeit bestand meist in Haushaltungsarbeiten, Austragen von Arbeit und Herbeiholen solcher, besonders in schweren Paketen von der Postdirektion, für die der Meister die Arbeit hatte. Da war es natürlich Ehrensache, möglichst schwere Pakete auf der Schulter zu tra-

gen, was aber erst durch eine Art des Trainierens möglich wurde.

Diese Transportarbeiterbeschäftigung hatte aber noch einen besonderen Beigeschmack: jeder größere Ausgang mußte auch noch Gelegenheit geben, einen kleinen Abstecher zu Muttern zu machen. Da mußte so viel Zeit erübrigt werden, daß sie für solch eine Frühstücks- oder Vesperpause ausreichte. Es mußte also mit dem schweren Paket so gerannt werden, daß man es in der Werkstatt nicht merkte. Aber was bringt ein Junge in dem Alter nicht fertig, wenn es sich darum handelt, etwas Nahrhaftes bei Muttern zu ergattern!

Damals erhielt der Lehrling keine Wochenvergütung: dem Lehrherrn mußte ein Lehrgeld gezahlt werden. Das geschah teils in bar, teils durch Stellung eines Bettes nebst der dazugehörigen Bettwäsche. Mein Vater zahlte damals einhundertfünfzig Taler und ein volles „Gebett", wie man sagte; dabei sollte ich vierundeinhalbes Jahr lernen. Das halbe Jahr hat dann später mein Vater durch Zahlung weiterer fünfzig Taler abgekauft. Ich war aber auch ohne das beim Auslernen schon im zwanzigsten Jahre. Heute sind die Verhältnisse andere geworden; der Lehrling wird heute ganz anders und mit Glacéhandschuhen angegriffen. Eine Sonntagsarbeit gibt es heute nicht für ihn, damals war es die Regel, und nur alle vierzehn

Tage durfte man nachmittags einige Stunden nach Hause gehen. Die Abende in der Woche mußte man überhaupt im Hause bleiben – freilich bin ich oft genug heimlich ausgekniffen. Wenn ich ahnte, daß der Vater abends allein oder mit der Mutter zu einem Glase Bier in den Rathauskeller ging, dann lag ich auf der Lauer, und meistens hatte ich es auch erreicht, sie abzufassen und mitzugehen. Was man damals in der Lehre erlernte, war keine Kunstbuchbinderei; die gab es noch nicht, und diesen ehrgeizigen Gedanken von der Kunstbuchbinderei habe ich erst später gefaßt, als ich längst Meister war. Ein guter Freund war „Kunstschlosser", ich taufte mich also selbst zum Kunstbuchbinder um; das war so im Anfang der achtziger Jahre. Überhaupt hat die Metalltechnik für mich jederzeit einen besonderen Reiz gehabt, und von der Schmiedearbeit habe ich mehr weggehabt als den bloßen Begriff. In den letzten Jahren meiner Lehrzeit wohnte neben dem Hause meines Lehrherrn ein Grobschmied, der die Arbeiten für mein väterliches Geschäft hatte. Wenn er morgens um vier Uhr mit seiner Arbeit begann, schlüpfte ich gewöhnlich schon hinüber, um mich mit zu betätigen. Wenn schwere Stücke geschweißt oder geschmiedet wurden, wenn im Viertakte zugeschlagen wurde, mußte ich dabei sein, und ein Hufeisen konnte ich damals allein samt dem eingesetzten Stollen schmieden. Viel mehr Freude hatte ich aber,

irgendeine Eisenstange an geeigneter Stelle weißglühend zu machen, sie zu stauchen und in einem Gesenke zu façonieren. Aus der Zeit rührt auch meine Kenntnis des Härtens und Anlassens von Punzen her, die ich mir noch immer selbst gemacht habe.

Das meiste, was ich je gelernt, habe ich in fremden Werkstätten und vom Absehen gelernt. Da war in Breslau so ein altes Meisterchen, noch ganz nach altem Zunftstil. Es war keine hervorragende Werkstatt, und nur einfache Arbeiten, Schul- und Gesangbücher, kamen neben den Zeitschriften bei ihm vor. Aber alle die Handwerkskniffe, die mit diesen Arbeiten zusammenhingen, die kannte er aus dem Effeff. Dabei hatte er eine zwar etwas herbe, aber sichere Art, auf technische Fragen ausreichende Auskunft zu geben. Alles, was ich in bezug auf das Planieren, das Färben und Marmorieren des Leders, überhaupt die Behandlung des Lohgarleders kenne, das habe ich im wesentlichen vom alten Hadwiger. Auch sonst war er in seinem Wesen der Mann des gewissenhaften, etwas umständlichen Zunftzopfes. Und jedesmal, wenn ich ihn verließ, vergaß er nicht mit einer kleinen Verbeugung den Auftrag „und e scheen Kumpelment an de Herr Meister". Das Wort „Meister" sprach er mit einem gewissen Standesbewußtsein hochdeutsch; sonst sagte er nur „Meester". Die Verbeugung dabei war obligatorisch; die galt natürlich nicht

mir, sondern dem Meister. Bei dem alten Hadwiger herrschte auch der damals für die Buchbinderwerkstätten charakteristische Geruch vor: ein Sammelsurium von altem Kleister, Planierwasser und lohgarem Leder, das dort in Mengen verarbeitet wurde. Das Decher, das waren zehn Stück lohgares Schafleder, kostete damals durchschnittlich zwei Taler, also sechs Silbergroschen das Stück. Die kamen aus den kleinen Gerbereien der Städte, denn Lederfabriken gab es noch nicht. Die Felle waren in der Mitte dem Rücken nach zusammengeschlagen und zu je zehn Stück mit den Köpfen durch die Augenlöcher hindurch zusammengebunden.

Das Leder wurde ausnahmslos naß verarbeitet. Es wurde abends im Wasser eingeweicht und ließ dabei noch eine Menge braune Lohbrühe ausziehen. Morgens, oder wenn es überhaupt gebraucht, wurde es kräftig ausgewunden wie ein Stück Wäsche. Dazu waren zwei Mann erforderlich, von denen der eine stets der Lehrling war. Nach dem Auswinden wurde das Fell noch dem einen – und das war ebenfalls stets der Lehrling – um die Ohren geschlagen. Das war eine nicht zu umgehende Notwendigkeit, wie das Amen in der Kirche. Das nasse Fell wurde dann gleich verarbeitet, nach allen Seiten hin ausgereckt und zu entsprechend großen Teilen verschnitten. Die Ecken wurden nur aus Abfällen geschnitten, und ebenso wurde

das Leder nur naß geschärft. Den Reiz des Naßlederbandes kennen heute die wenigsten Fachleute, und doch ist es ein so einfaches, leichtes Arbeiten mit dem weichen, geschmeidigen Leder, das sich leicht überall anlegt und fast untrennbar auf dem Buche und den Deckeln klebt, sich wie Wachs am Kapital und an den Ecken richtig modellieren läßt. Der Vorsichtige legte an Kapital und Ecken stets kräftige Papierstückchen ein, da sonst die Lohbrühe aus dem Leder in das Buch oder doch wenigstens in die Vorsätze eindrang und sie braun färbte.

Damals war dem Buchbinder die Kunst des Färbens noch tägliche Gepflogenheit, und er färbte sowohl in ganzen Fellen, wie auch am fertigen Buche. Das letztere aus wirtschaftlichen Gründen, weil er dann je nach Bedarf färben konnte. Außerdem sah man am fertigen Buche, daß es wirklich handgefärbte Arbeit war, denn die inneren Kanten des Buches blieben im Einschlage hell stehen. Hatte man aber die Decke marmoriert, so wurden die Stehkanten besonders mit dem Finger schwarz gefärbt, weil man beim Marmorieren die Färbung nicht so genau abgrenzen konnte. Die dunkle Kante gab dann den richtigen und sauberen Abschluß.

Das Färben und Marmorieren! Wie viele mag es wohl noch geben, die das nach altem Ritus noch verstehen. Es sollte wirklich keine Gesellenprüfung abgenommen wer-

den, bei der nicht selbstgefärbtes Leder, wenigstens an einem Stücke, verarbeitet worden wäre. Es ist von den Herren der hohen Ästhetik das Wort von der „persönlichen Note" bei der Arbeit erfunden und fast zu Tode gehetzt worden. Dabei meinten sie freilich meistens die heute nicht mehr gangbare Arbeit des Schlagens mit dem Hammer — na, das ist noch ein besonderes Kapitel. Wenn irgendeine Arbeit eine „persönliche Note" hat, so ist es das Färben und Marmorieren des Leders. Da hat jeder seine Eigenart, jeder seine Kniffe und Sonderwissenschaften, die er nur an seine Lieblinge weitergibt und vererbt. Dennoch wird nur der diesen Teil der Fachkenntnis beherrschen, der die Kniffe der meisten Werkstätten kennt, beherrscht und sie gegeneinander abwägen und ergänzen kann. Was in den meisten Fällen heute noch gefärbt wird, mit Anilinfarben, das ist gegen diese alten Färbeweisen elende Stümperei. Man sehe doch einmal die alten Bände, besonders vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts und vom Anfange des neunzehnten an! Wo ist da eine verblichene Farbe? Wer macht heute noch das leuchtende Rot von damals nach? Das Museum in Düsseldorf besitzt einen Band von Dérome, der ein prächtiges Seegrün zeigt; wer vermag so etwas noch nachzumachen? Da helfen heute keine Garantiestempel, die sich nicht nachprüfen lassen und für die kein Mensch nach zwanzig Jahren zu garantieren

bereit wäre. Der größte Teil der Arbeiten Krauses und Meusers waren handgefärbte, die schönen Marmorierungen des ganz alten Vogt, des lahmen Graf in Altenburg, des Bremer Lehmann, von denen wir noch die Meisterstücke in dieser Technik kennen, das alles war gute, gediegene Handarbeit, wie die Bücher selbst noch wahre Musterbeispiele gediegener Handarbeit waren. Gehet hin und tuet desgleichen!

Das Färben der Felle im ganzen war einfacher als das Färben am Buche. Das eingeweichte und ausgewundene Fell wurde auf einem Spannbrett nach allen Richtungen ausgereckt und an den Rändern herum mit Nägeln gespannt, nach dem Trocknen mit Kleisterwasser gleichmäßig überfahren und der Kleister entweder mit einem Tuche gleichmäßig eingerieben oder mit einer Hasenpfote, aus der man die Klauen ausgebrochen hatte, entsprechend bearbeitet. Schon nach kurzer Zeit konnte man färben. Das geschah mit einem Schwamme oder ebenfalls mit einer Hasenpfote, auch wohl mit einer Bürste. Der Kleistergrund hatte den Zweck, ein sofortiges Eindringen der Farbenbeize und damit ein ungleichmäßiges Färben zu verhindern. Der Ansbacher Ernst Christoph Prediger, dessen meist unklare und unsichere Angaben vielfach überschätzt werden, kennt für Leder nur Eisenschwärze als Farbenbeize und erwähnt nur ganz nebenher auch die Rot-

färbung. Allerdings ist die Eisenschwärze eins der immer in der Buchbinderwerkstätte vorhandenen Färbemittel gewesen, das dem Leder ungefährlich blieb. Das einfacher und jederzeit sofort herzustellende Beizmittel aus Eisenvitriol zerstört die Oberhaut des Leders schon nach etwa zwanzig Jahren. Damit marmorierte Bände zeigen die mit Pottasche oder Farbhölzern behandelten Stellen unverletzt, während die mit Eisenvitriol betupften Stellen sich abblättern. Das ist überhaupt eine Eigenart aller Schwefelverbindungen, daß sie die Lederoberfläche zerstören. Durchaus ungefährlich war die alte, zünftige Eisenschwärze, die entstand, wenn Eisennägel oder Eisenfeilspäne in Bierreste eingelegt wurden. Nach einigen Wochen war eine dunkelbraune Brühe entstanden, die wenig angenehm roch, aber vorzüglich färbte, denn die Eisenhaltigkeit der Lösung bildete mit der Gerbsäure des Leders regelrechte Tinte.

Wie die so behandelten Leder weiter zu verarbeiten, was alles damit zu erreichen war, das allerdings sollte mir erst später klar werden; ich war ja noch sehr im Anfange meiner Fachkenntnisse.

Außerhalb der Werkstatt gab es übrigens reichlich genug anderes, was mich damals mit allen Fasern gefangennahm: der dänische Feldzug. Wo ich nur eben mit irgendeinem Vorwand auskneifen konnte, da rannte ich

zum Bahnhofe, denn die Österreicher zogen in langen Zügen durch Schlesien, und besonders die Deutschmeister, die Kaiserjäger, die ungarischen und Lichtensteiner Husaren hatten es uns jungem Volke angetan. Was waren das aber auch für patente Kerle in ihren verschnürten, knapp anliegenden Uniformen, und die Kaiserjäger mit ihren Filzhüten und den kecken Federbüschen daran. Da war es ja kein Wunder, wenn denen alle Mädels nur so in die Arme flogen; unsere eigenen Infanteristen traten dagegen ganz zurück, und höchstens noch die Kürassiere behielten einigermaßen die Gnade unserer Küchenfeen. Im Vertrauen gesagt: die Bürgermädels machten es nicht anders – ja, das zweierlei Tuch, das hat es so an sich gehabt.

Man hat damals den dänischen Feldzug gar nicht so als einen richtigen Krieg angesehen. Er hat ja glücklicherweise auch nur einige Wochen gedauert, und noch ehe man sich mit ihm abgefunden, brach der Krieg von 1866 aus, der die Gemüter in viel weitergehender Weise bewegte wie der dänische Feldzug. Von meinen Bekannten waren so viele als Freiwillige mit hinausgezogen, und mir juckte es in allen Fingerspitzen. Der Vater aber sprach ein entschiedenes Verbot aus, damit war die Sache erledigt, wie auch der Feldzug alsbald sein Ende fand. Verwundete Österreicher hatten wir noch lange in Behand-

lung, und die Bevölkerung tat alles mögliche, um ihnen ihr Los zu erleichtern. Eigentlich waren es ja gute Bekannte, denn zwei Jahre vorher waren sie ja als gute Freunde und Bundesgenossen bei uns gewesen. Waren es auch nicht dieselben Gesichter, waren's doch dieselben Uniformen. Um das ganze politische Getriebe, um das Für und Wider der geringeren oder größeren Berechtigung kümmerte sich der Alltagsmensch nicht, noch weniger die heranwachsende Jugend. Für die war ein Krieg so eine Art „Räuber- und Wanderer-Spiel", und wir in Schlesien fühlten uns doch ganz gewaltig als Preußen, denn die friderizianische Zeit war dort noch unvergessen. Was aber vom Freiheitskriege her noch in Erinnerung geblieben, das machte, daß wir Schlesier uns ganz besonders in die Brust warfen; ich besonders. Die Großeltern mütterlicherseits waren damals im Bette verhungert; erst waren die Franzosen als Feinde dagewesen und hatten das kleine Bauerngütchen gründlich ausgeplündert. Dann kamen die Russen als gute Freunde; was die Franzosen etwa übersehen hatten innerhalb und außerhalb des Häuschens, das wußten sie aufzufinden. So starb zuerst die Großmutter an Entkräftung, und als nach etwa fünf Tagen eine menschliche Seele ins Haus kam, bettelte der Großvater: „Nehmt mir doch das tote Weib aus dem Bett." Das haben sie auch getan und haben die

Frau begraben. Als sie wieder zurückkamen, war der Großvater auch tot. Die beiden Mädels hatten die Eltern nach Breslau hinein zu Bekannten in Pflege gebracht, jede in eine andere Familie. Sie haben beide ihr väterliches Haus nicht mehr wiedergesehen.

Die Veränderung hat den Kindern auch nicht besonders behagt. Bei der Pflegemutter – für uns Nachkömmlinge war sie die „Großmutter" geblieben – hat es zu allen Zeiten etwas Solides zu essen gegeben, denn die vorzeitig Witwe gewordene Frau hatte auf dem Ringe, dicht am Rathause, eine der stets einträglichen „Buden" besessen, die Eigentum der Besitzer geblieben sind bis auf die heutige Zeit; nur wenige sind von der Stadt erworben worden. In einer dieser Buden hat die Großmutter ein Wollwarengeschäft betrieben, das ein Erkleckliches abwarf. Trotz der guten Küche hat meiner Mutter, dem Bauernkinde, die Kost nicht sonderlich behagt. „Ich will zu meiner Mutter gehn, will wieder schwarze Kleeßel assen", das war das tägliche Lamento des kaum dreijährigen Kindes. Es hat sich dann aber doch noch an die städtische Kost gewöhnt, und kochen hat die Mutter auch gekonnt. Sapperment, „Schlesisches Himmelreich", das ist geräuchertes Schweinefleisch, Backobst, Klöße und Sauerkraut – schweigen wir lieber davon.

Die Großeltern väterlicherseits sind alt geworden. Der

Großvater war mit in Rußland, hat die Flucht über die Beresina mit überstanden; er ist als sehr alter Mann – ich habe ihn nicht mehr gekannt – wohl infolge eines Schlaganfalles von seinem Stuhle und aus dem Leben geglitten. Die Großmutter starb im neunundachtzigsten Jahre, als ich schon in der Fremde in Sachsen war. Das war eben die, mit der ich zu eigenmächtigen Blasübungen in die Kirche gegangen war.

Die verhältnismäßig lange und doch recht beschwerliche Lehrzeit hatte durch alle die vielen Eigenarten, welche die Kriege mit sich brachten, eine gewisse Abwechslung des täglichen Einerlei gebracht. Im letzten Lehrjahre besuchte ich nun auch noch an verschiedenen Abendstunden einen Tanzkurs. Ich kam mir zuerst doch etwas sonderbar vor im schwarzen Frack, mit weißer Halsbinde und dem Klappzylinder, den wir beim Engagieren der Damen in der Hand tragen mußten. Das ging damals alles etwas förmlich zu; aber das Einüben von Menuett, Quadrille à la cour und Lancier, auch des damals in Breslau noch viel getanzten Masurek, waren wohl überhaupt noch Anklänge an die eben vergangene Biedermeierzeit. Jedenfalls war dieses Tanzen viel graziöser als die heutigen oft recht ungraziösen Vorwärts- und Rückwärtstrippeleien. Und so ein rechter Schleifwalzer – ja, das war damals eine künstlerisch schöne Sache, und man sah

den menschlichen Körper doch in Linie und Form viel reizvoller als heutzutage. Ein sonderbares Tagesprogramm freilich war es manchmal: tagsüber hinterm Kleistertopf am Werktisch oder mit einem Zentnerpack auf dem Buckel zur Post laufend, abends in Gesellschaftstoilette, bei den ersten, oft nicht sehr glücklichen Versuchen, den angenehmen Schwerenöter zu machen, und am andern Morgen wieder an jedem Arm eine Wasserkanne tragend, für den Hausgebrauch.

Die tägliche Werkstattarbeit war fast immer gleichmäßig dieselbe geisttötende: Halbleinenbände, mit grauem Kleistermarmor überzogen, für die Postdirektion, Schulbände für die Buchhandlungen, mit Kalikorücken, und wenn es hoch herging, gelegentlich ein größerer Band in Ganzleinen für die Oberpostkasse, vielleicht auch einmal ein Geschäftsbuch für eine der Großfirmen. Im letzten Lehrjahre fanden sich hin und wieder auch bessere Halbfranzbände ein, und der Dichter von Holtei und der Romanschriftsteller von Struensee, der unter dem Namen Gustav vom See seine damals viel gelesenen Romane schrieb, waren öfter in der Werkstatt. Da ich die Arbeiten meistens zu machen hatte, verhandelten sie auch meistens gleich mit mir. Besonders der letztere hatte von jedem seiner Werke ein Dedikationsexemplar für den Herzog von Coburg in Auftrag gegeben, mit dem er wohl in engerer Fühlung

stand. Da war ich natürlich ganz gehörig stolz und konnte beinahe nicht ruhig schlafen. Ein Schmerz war aber doch dabei: Ich konnte die Bücher nicht vergolden und durfte höchstens den Titel setzen. Nicht einmal zum Drucken einer Goldlinie kam ich, ebensowenig zum Goldschnitt. Und doch habe ich ein leidliches Gesellenstück mit Handvergoldung und einem wirklich brauchbaren Goldschnitt zusammengebaut; das habe ich aber teils dem alten Hadwiger, teils einem anderen sehr geschickten Meister, dem Meister Hielscher, zu verdanken, bei denen ich an freien Sonntagnachmittagen üben durfte. Ich habe, besonders bei dem letzteren, auch noch manches andere in bezug auf Lederarbeiten weggekriegt.

Schließlich war die Lehrzeit herum. Es war üblich, mit den beiden Altgesellen einen Ausflug zu machen, wobei sie freigehalten wurden. Wenn man aber einen Taler bezahlte, war man von dieser Pflicht befreit. Ich habe das letztere vorgezogen. Am Tage nach der Gesellenprüfung, bei der auch die Gesellenstücke bei der Innungsversammlung auflagen, waren bei meinem Vater unerwartet fünf Stellenangebote eingetroffen. Ich nahm das bei dem Vater meines Jugendfreundes, Buchbinders und Volksdichters Schröter an. Da gab es Kost und Wohnung im Hause und fünfzehn Groschen Wochenlohn. Da machte ich die ersten ganz großen Ganzlederbände,

die Hypothekenbände in Großmedian für die Stadtverwaltung. Alle in Ganzleder, lohgar Schafleder, mit dem großen Stadtwappen in der Mitte, auf einer alten Stockpresse gedruckt, sonst aber reich abgestrichen und mit breiten Rollen abgerollt. Das waren meine ersten Kunstbuchbinderarbeiten. Dort lernte ich auch das Marmorieren auf Schafleder, mit dem Schwamm und mit der Hasenpfote getupft. Das Leder wurde zuerst mit zehnprozentiger Pottaschenlösung rehbraun gefärbt, dann mit dem großlöcherigen, nur wenig mit verdünnter Eisenschwärze gefüllten Schwamme lose getupft. Man mußte dazu eine leichte Hand haben, die auch bei jedem Auftupfen erst noch den Schwamm ein wenig drehte, damit die Marmorierung nicht etwa immer die gleichen Tupfen nebeneinander zeigte.

Mit der Hasenpfote war es dasselbe Verfahren; dabei wurden die Tupfen nur etwas flockiger, gemischter. Wenn der Marmor recht reich aussehen sollte, so wurde erst noch einmal mit etwas kräftiger Pottasche getupft, hinterher mit Eisenschwärze, die stets etwas mit Wasser verdünnt wurde. Machte man es umgekehrt und tupfte zuerst mit Eisen, dann mit Pottasche, so nahmen die Stellen, an denen beide Lösungen übereinander trafen, einen etwas ins Violette scheinenden, bronzeartigen Ton an. Legte man in die Pottaschenlösung einige geraspelte Fernam-

bukspäne, so wurde das davon getroffene Leder angenehm kastanienbraun. Ließ man Fernambukwasser (Fernambukspäne in Pottaschenwasser eingelegt) einige Zeit in einem kleinen Zinngefäß mit einigen Tropfen Scheidewasser stehen und tupfte diese dann ebenfalls in den Marmor, so erhielten diese Beiztropfen einen etwas helleren, abgetönten Rand in der Farbe des Leders. Sollte das Rot recht leuchtend sein, so wurde der Farbe etwas Safranlösung (Safran in Essig) zugesetzt.

Das waren die üblichsten und eigentlich kunstlosesten Arten der Ledermarmorierung. Das beste und oft auch künstlerische Marmorieren des Leders habe ich aber doch erst viel später gelernt. Es ist bedauerlich, daß diese Kunstgriffe alter Handwerksmäßigkeit fast ganz verloren gegangen sind. Aber unsere heutigen Verhältnisse werden es nicht überall gestatten, diese alte Lederbehandlung wieder aufzufrischen. Fernambukspäne sind heute schon eine Seltenheit geworden. Echter Indigo und Brasilholz- oder Blauholzspäne sind in den Drogenhandlungen unbekannte Artikel, und noch seltener der früher so viel gebrauchte Blauholzextrakt. Die Anilinfärberei hat diese Art der Echtfärbung fast ganz verdrängt.

Diese technisch recht anregende und lehrreiche Zeit war dann freilich noch im Herbste desselben Jahres plötzlich vorbei. Es machte sich eben auch bei mir die Sturm-

und Drangperiode bemerkbar. Erschrick nicht, liebe Leserin: die Sache war mehr als spießbürgerlich harmlos; man wollte aber offenbar von vornherein ein warnendes Beispiel statuieren. Meister Schröter hatte ein ebenso liebenswürdiges wie hübsches Töchterlein, so recht in den poussierlichen Backfischjahren – und ich war eben erst neunzehn geworden. Da lag es doch nahe, daß ich sie möglichst regelmäßig aus der Klavierstunde abholte, sie auch gelegentlich unterfaßte und ein Stück Arm-in-Arm mit ihr ging. Es kam auch die Gelegenheit, daß ich sie bei einem Pfänderspiel zu küssen hatte. Das ist dann wohl etwas wärmer vor sich gegangen als gerade notwendig war: Du lieber Gott, irgendwo muß man doch die notwendigen Vorkenntnisse erwerben. Kurzum – ich mußte austreten, und da ging ich auch gleich aus der Vaterstadt fort. Mit Vater und Mutter des lieben Kindes, noch mehr mit dem Bruder, bin ich aber doch in bestem Einvernehmen auseinandergegangen, und das blieb auch bestehen, bis sie alle von dieser Welt schieden. Auseinandergekommen bin ich nur mit dem Mädel; die spielte die Beleidigte – und hatt' es gar nicht nötig.

Jedenfalls rüstete ich mich zur Abreise, und ich reiste, wie es damals üblich – zu Fuß, ich wanderte ganz regelrecht und „zünftig". Von Stadt zu Stadt, von Herberge zu

Herberge. Das konnte man damals noch, ohne Anstoß zu erregen. Meistens waren die Herbergen in einem guten Zustande, auch leidlich sauber. Gerade waren auch die sogenannten christlichen Herbergen eingerichtet worden, die für damalige Verhältnisse musterhaft waren, auch auf das Herbergswesen selbst einen günstigen Einfluß im allgemeinen ausübten. Meistens waren sie in neugebauten Häusern, hatten zu mäßigen Preisen ein anständiges Bett, waren freundlich und hielten, im angenehmen Gegensatz zu den allgemeinen Herbergen, auf denen sich schon allmählich das Gesindel breit machte, auf Ruhe und Ordnung. Pfeifen, Singen, Kartenspielen wurde unter keinen Umständen geduldet. Die täglichen Abendandachten hatten etwas Anheimelndes und bildeten einen guten Abschluß des Tages; nach der Abendandacht wurde zu Bett gegangen.

Das Zubettegehen brachte für mich zuerst noch eine nicht eben erwartete Überraschung: man wurde männiglich auf Ungeziefer hin untersucht. Das war für „guter Leute Kind" doch im Anfange etwas Beschämendes. Aber man konnte und durfte es nicht umgehen, es war ja auch für das Allgemeinwohl gewiß eine Notwendigkeit. Diese Untersuchung führte der „Herbergsvater" unter Assistenz eines Hausburschen aus. In der Anrede sagte man überhaupt nur „Vater" und „Mutter" zu den Verwaltern.

Seit Einführung der christlichen Herbergen war auch gute Gelegenheit für die an einem Orte Arbeitenden, dauernde Wohnung im Hause zu nehmen. Das geschah ja auch meistens, wenigstens im Anfange des Aufenthaltes. Das Bedürfnis dafür lag so sehr häufig noch nicht vor, denn es war noch üblich, im Hause des Meisters Kost und Wohnung zu haben. Daß das ein Ende gefunden, hat den Abstand zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer unangenehm vergrößert. Der beim Meister im Hause Wohnende war damit ein Familienglied geworden; er teilte Leid und Freud mit der Familie, sehr zum Wohle aller Teile. Das beste dabei war: Der Fremdling fand ein Heim, eine Familie, in der für ihn gesorgt wurde.

Der Abschied vom Vaterhause war mir leichter gefallen, als ich erwartet hatte. Bei der Mutter hat's ja allerdings einige Tränen gekostet. Ich war ja der Älteste und der Erste, der aus dem Hause kam. Der Vater machte es kurz: „Junge, ich halte dir keine lange Predigt, du bist alt und verständig genug, daß du wissen mußt, was Gut und Böse ist. Merk dir das eine: Merkst du einmal, daß du mit einem Beine in einen Sumpf getreten bist, dann sorge, daß du mit dem anderen Beine nicht auch hineinkommst!" Mit dieser kurzen und klaren Lehre bin ich während meines langen Lebens gut ausgekommen, und meine „schwierigen Jahre" habe ich denkbar gut überstanden.

Ich darf an jene Jahre ohne jede Reue denken, es war eine schöne, meist fröhliche Zeit.
Meine erste Reise, nach Sachsen hinein über Liegnitz und Görlitz, war eine prächtige Introduktion. In Liegnitz hatte ich einen Onkel wohnen, der mich auf dem Wege nach Goldberg ein ordentliches Stück begleitete. In Goldberg selbst lebte damals noch in seinen mittleren Lebensjahren der alte Wolf; er ist sehr viel später als der zurzeit älteste schlesische Buchbinder verstorben. Der war mit meinem Lehrmeister zusammen in Polen und Warschau gewesen, ebenfalls auf der Wanderschaft. An den hatte ich Grüße zu überbringen, und erzählen mußte ich vom Lehrmeister und seinen Verhältnissen. Ich mußte über Nacht da bleiben. Er entschuldigte sich ordentlich, daß er mich nicht beschäftigen könnte, weil eben des Sommers wegen wenig Arbeit sei. Aber am anderen Morgen brachte er mich auf den Weg, nachdem er mich noch zu längerem Aufenthalt veranlassen wollte. Aber ich hatte das Reisefieber, und es drängte mich weiter. Die Reise war auch viel zu schön und viel zuviel des Neuen zu sehen. Es war ja auch etwas ganz Ungewohntes, sein eigener Herr zu sein, und – ich hatte zehn blanke Taler in der Tasche, in meinen Augen ein Vermögen, was es, an den damaligen Verhältnissen gemessen, auch wohl gewesen ist.
So wanderte ich durch die wunderbaren Wälder und Auen

an der schlesisch-sächsischen Grenze, allein und unter Vermeidung eines Reisegenossen bis Reichenbach in Schlesien. Hier aber fand ich einen solchen, der am selben Tage „fremd" geworden war. Er hatte längere Zeit hier in Arbeit gestanden und wollte nun weiter. Es war ein Feilenhauer, der selbst aus guter Familie war, aber von der Welt etwas sehen wollte. Er hatte den Feldzug von 1866 als Infanterist mitgemacht und wußte davon viel zu erzählen. Am meisten reizte mich, daß er über alle Metalltechniken bestens orientiert war, vor allem auch mit den Gebräuchen des sogenannten „Umschauens", das heißt des Aufsuchens von Arbeitsgelegenheit nach den Gebräuchen der Zunft, bestens vertraut war. Damals war es noch Pflicht der reisenden Metallarbeiter, Schmiede, Schlosser, Feilenhauer, Nagelschmiede und so weiter, daß sie beim Umschauen „einbrummen" mußten. Die Alten, die das noch kannten, sind nun wohl alle ausgestorben. Man mag heute über solche Gebräuche lächeln und die Achseln zucken: die Sache hatte doch einen besonderen Zweck, denn die richtige Anwendung der Umschau-Gebräuche war die zuverlässigste Legitimation für die Angehörigen eines Handwerks. Wehe dem, der die Gebräuche an einen anderen als wiederum an einen „Handwerksverwandten" verriet. Er war verachtet und geächtet für die Zeit seines Lebens.

Das schloß aber nicht aus, daß, galt man selbst als zuverlässig, man doch etwas von diesen Zunftgeheimnissen erfuhr. Daß so sehr wenig von solchen geheimen Zunftgebräuchen auf uns gekommen ist, kommt doch auch von dem strengen Stillschweigen, das der ehrliche Handwerksgeselle über solche Gebräuche bewahrt hat. Das nicht mehr bekannte „Einbrummen" geschah nach folgendem Ritus: Der „Zugereiste" klopfte nach einer ganz bestimmten Vorschrift mit dem Stocke an die Werkstattüre, öffnete sie nur ganz wenig und brummte durch den Türspalt laut und vernehmlich. Dann erfolgte die Aufforderung zum Eintreten; der Eintretende blieb dann noch bescheiden an der Türe stehen, bis die Aufforderung kam zum Nähertreten. Dann war er aber auch sofort als Gleichberechtigter eingeführt, wurde zum Sitzen aufgefordert, vor allen Dingen zum Erzählen. Er mußte berichten über das Leben in anderen Städten oder gar Ländern, über die Arbeitsweisen in anderen Gegenden, über Land und Leute. Je weiter er gereist war, desto angesehener war er; das war damals die einzige Verpflanzung neuer Arbeitsweisen, die einzige Vermittlung der Kenntnis der Materialien und Arbeitsgeräte in anderen Gegenden. So wurde der Zugereiste auch nach Möglichkeit mit Speise und Trank gestärkt, und wenn ihm keine Arbeit geboten werden konnte, erhielt er vor der Weiterreise noch sein „Viati-

kum", sein Reisegeschenk, das bei den verschiedenen Zünften eine verschiedene Höhe hatte.
Bei den Buchbindern war ein weniger umständliches Verfahren üblich. Nach dem Anklopfen und Eintreten der Gruß: Mit Gunst! Meister und Gesellen! Darauf die Antwort: Mit Gunst! Damit war eigentlich schon alles erledigt. Das Niedersetzen und Erzählen kam dann ganz von selbst, das Fragen und Antworten ebenfalls, und ich erinnere mich so mancher anregenden Stunde im Kreise der Familie des Meisters, und manche Nacht war ich der Gast, den man dann am nächsten Tage noch mit nahrhafter Wegzehrung versah, ehe er den Wanderstab weiter setzte.
Dresden war die erste Stadt, nach der ich mich gesehnt hatte. Hier herrschte als Obermeister der alte Unrasch, das heißt der Vater des späteren, auch schon verstorbenen zweiten Bundesvorsitzenden. Dieser selbst war zu der Zeit meiner Anwesenheit dort noch ein ganz kleines Jüngelchen, das dem Fremdling „ein Händchen geben" mußte. Hier sah ich zum ersten Male mit Goldsternen bedruckte Blauschnitte, die gerade gemacht wurden. Auch das Meisterstück wurde mir gezeigt, wie Vater Unrasch – er stand damals in den besten Jahren – überhaupt ein liebenswürdiger Herr war und mir alle Eigenarten seiner Werkstatt mit den notwendigen Erläuterungen vorführte. Wenn

nicht gerade so sehr stille Zeit gewesen wäre, hätte ich sicher Arbeit gefunden. Dafür gab er mir Anleitung, was alles in Dresden Sehenswertes war. Das Museum im Zwinger, das Grüne Gewölbe im Schlosse waren damals noch Sehenswürdigkeiten, wenn auch unter den Sammlungen recht viel Entbehrliches war. Das verstand ich damals aber noch nicht; alles Neue war mir hochinteressant, und vieles ist doch in der Erinnerung geblieben, was ich dort gesehen. Es ist bedauerlich, daß man in verhältnismäßig jungen Jahren so etwas ohne die notwendigen Vorkenntnisse zu sehen bekommt: man ist noch nicht reif dafür. Mit kaum mehr Verständnis habe ich die Bildergalerie angesehen, und im Japanischen Palais hat man mir von der Bibliothek auch nicht sehr viel gezeigt. Man wußte offenbar nichts Rechtes mit mir anzufangen, denn damals war die Einbandkunst noch ein stiefmütterlich behandeltes Gebiet.

In Dresden gab es auch noch eine regelrechte Buchbinderherberge mit Wahrzeichen der Buchbinderei in einem behaglichen, braun angeräucherten Eckchen der Gaststube. Auf den umlaufenden Borden standen noch einige Zinngeräte ohne besonderen Wert. Man war da ganz gut aufgehoben.

Der Weg nach Dresden von der Grenze aus, vom Löbauer Berg über Neusalza, war reich an Ungekanntem und Interessantem. Die Stadt Neusalza liegt eigenartigerweise

mitten in einem Dorfe —„Spremberg"—, nicht zu verwechseln mit dem Lausitzer Spremberg, und ist ursprünglich von einem Grafen von Salza gegründet und mit geflüchteten Böhmen, Mähren und Ungarn besiedelt worden. Das hat scheinbar auch die Bauweise der Häuser beeinflußt. Es sind alles Holzhäuser, die Wohnzimmer nach der Sonnenseite gelegen. Die Pfosten sind mit Obstbäumen besetzt, zwischen den Fenstern und über den Giebel als Spalierobst gezogen und wohlgepflegt. Diese freundlichen Häuser machen einen außerordentlich lustigen und liebenswürdigen Eindruck. Fast in jedem Hause hörte man das rhythmische Geklapper eines Webstuhles. Durch Schluckenau in dem österreichischen Zipfel, der hier ins sächsische Gebiet einschneidet, und Sebnitz mit seinen damals noch hölzernen, rot angestrichenen Schornsteinen, ging der Marsch über den Großen und Kleinen Winterberg zum böhmischen Prebischtor mit seinen gigantischen Steingebilden, dann nach dem Kuhstall. Das war für den Neuling, der ja allerdings das Riesengebirge kannte, Grund genug zum Staunen, um so mehr, als sich der Weg zur Bastei nach Schandau und die Besichtigung von Königstein anschlossen. Das letztere war damals eine Sehenswürdigkeit, nicht allein wegen der prachtvollen Aussicht über das Elbtal, sondern auch seiner Anlage als Festung wegen. Kurz nach der Zeit, da ich diese gewaltige, damals

für uneinnehmbar geltende Bergfestung noch sehen konnte, wurde die Besichtigung für die Öffentlichkeit gesperrt. Das wird sich in neuester Zeit ja wohl geändert haben, wie so vieles andere auch.

Jedenfalls war dieser Teil meiner ersten Reise mit dem Abschluß in Dresden einer der Glanzpunkte meines Jugendlebens, denn Leipzig, das ich in meinen Träumen mir ganz anders vorgestellt hatte, trat doch gegen dieses wirkliche Erlebnis arg zurück, vielleicht gerade wegen der übertriebenen Erwartungen. Im Gegensatz zu Dresden machte Leipzig auf mich den Eindruck des Düsteren, seine Häusermassen hatten etwas Beängstigendes. Hier in Leipzig hatte ich aushilfsweise Stellung gefunden bei dem alten Sperling, dem Gründer der heutigen Weltfirma: ich wurde Leimer. Das waren so die Anfänge der späteren ausgeklügelten Spezialarbeit, und es wurde schon auf Akkord gearbeitet. Nach sechs Wochen war meine Zeit herum; es hatte sich nur um die Fertigstellung einer bestimmten Auflage gehandelt. Ich verließ Leipzig ohne Trennungsschmerz. Der Weg über Naumburg durch die Weinberge nach Querfurt war ungemein lieblich; von da nach Eisleben war es nicht allzu weit. Dahin hatte ich besondere Empfehlung von Breslau in der Tasche an die Buchdrucker- und Buchbinderfamilien Klöppel. Das waren drei gutsituierte Familien, der dicke Klöppel, der noble

Klöppel und der Buchdrucker Klöppel. Beim ersteren kam ich unter, obgleich meine Empfehlung an den noblen Klöppel adressiert war. Bei dem war ich allerdings dann fast täglicher Gast; er hatte zwei Söhne und sieben Mädels, war seinerzeit ein tüchtiger Handvergolder gewesen, was er aber später nicht mehr verwenden konnte, weil die drei Brüder im wesentlichen für eine evangelische Missionsvereinigung reichliche Arbeit hatten. Der eine druckte die großen Auflagen, die anderen banden alles in Pappband. Zu meinem Erstaunen wurden die Pappen auf der Pappschere zugeschnitten, nachher aber die Bücher angesetzt und die Kanten formiert. Ich kann heute immer noch nicht den Zweck dieser Arbeitsweise einsehen; man hätte viel schneller und wirtschaftlich richtiger arbeiten können. Aber es war nun einmal so seit Menschengedenken gemacht worden, folglich mußte auch so weitergewurschtelt werden. Vater Klöppel arbeitete vom frühesten Morgen bis zum Feierabend mit; nur die Essenspause unterbrach die Arbeit, und selbst zum sogenannten zweiten Frühstück stand er nicht vom Stuhle auf, was ihm übrigens auch reichlich schwerfiel bei seinem Körpergewicht von zweihundert Pfund. Er ließ sich nur für einen Silbergroschen „Zwiebelleberwurscht" holen und aß dazu zwei „Zweierbrote", das heißt zwei Semmeln, von denen dort jede zwei Pfennige kostete.

Das Eisleben der damaligen Zeit war eine richtige Bergmannsstadt; alles drehte sich um den Bergbetrieb, alles lebte von ihm. Wenn so ein „Wegwurf", das war der Spottname für den gewöhnlichen Bergmann, eine Doppelschicht gemacht hatte, was die jungen Leute öfters taten, dann hatten sie die Taschen voll Geld, und es war ihnen dann nichts zu teuer. Das ganze Arbeitspersonal bei Klöppel – wir waren sieben Gehilfen – wohnte im Hause und hatte auch volle Kost, gut und reichlich, wie überhaupt das Haus nach allen Richtungen hin einen gediegenen Wohlstand zur Schau trug. Allerdings schliefen wir dicht unter dem Dache, eine Stuben- oder Kammereinteilung gab es nicht. Aber es war sauber und ordentlich. Im Anfange störte mich nur das auffallende Pfeifen der Eulen und das Schreien eines Uhus. Dicht bei dem Klöppelschen Hause stand noch ein Stück der Ruine des ehemaligen Schlosses, ein runder, gewaltiger Bergfried. In dem steckte eine Menge von dem Raubzeug. Ich hatte mich aber sehr bald auch daran gewöhnt und schlief den Schlaf des Gerechten. Im Herbst, als die Pflaumenzeit herankam, wurde für den Winterbedarf Pflaumenmus eingekocht, verschiedene große Kupferkessel voll. Da mußte die Nacht durch gerührt werden. Nun waren ja außer zwei Söhnen, von denen nur der jüngste im Hause war, sieben Mädels da, alle wie die Orgel-

pfeifen und zwischen sechzehn und vierundzwanzig Jahren. Da kam es eben auf eine durchwachte Nacht gar nicht an, und ich habe tüchtig beim Rühren mitgetan. Ich wundere mich heute noch, daß ich an keinem der Mädels hängen geblieben bin. Ich hatte meinen Breslauer Jugendrausch noch nicht vergessen.
Ein sonderbarer Kumpan muß ich nach dieser Richtung hin wohl überhaupt gewesen sein. War da eine Abendunterhaltung arrangiert von den Buchbindern und Buchdruckern; natürlich, wo's Musik gab, war ich dabei, und wo's was zu tanzen gab, tanzt' ich für zwei. Das wäre also schon in Ordnung gewesen. Die Sache hatte jedoch ein „Aber". Es war die Parole ausgegeben, daß jeder jüngere Teilnehmer eine Dame mitzubringen hatte. Es hätte ja ohnedem auch gewiß kein Damenmangel geherrscht. Aber, Befehl ist Befehl: ich mußte eben doch eine Dame beschaffen. Mühe brauchte ich mir nicht besonders zu geben, denn in einer befreundeten Familie – ich hab' bei den Leuten dann noch lange gewohnt – war die Hausfrau arg um mich besorgt, weil ich doch allzu fremd sei. Ich bekam die Dame also auf dem Präsentierteller serviert: ein nettes, hübsches, freundliches und rundliches Mädelchen. Der Vater hatte das beste Maßgeschäft im Städtchen, und ich ging eben hin, machte meinen Vorstellungsbesuch, erbat und erhielt glatt

die Erlaubnis, mit dem Töchterchen zur Feier zu gehen. Mit Frack, Zylinder und weißen Handschuhen bewaffnet, zog ich, einen gewaltigen Blumenstrauß in der Faust, zur Wohnung der Dame und geleitete sie sicher in den Tanzsaal. Nun tanzte das Kind wie eine Elfe; das war gerade so mein Fall. Da hatte ich's ja gar nicht notwendig, mit irgendeiner anderen zu tanzen, sondern hielt mich nur an „meine Dame". Ich mag ja mit dem einzigen Frack in der Gesellschaft und gewissermaßen als unbekannter Fremdling an und für sich schon etwas auffällig gewesen sein. Daß ich das Mädelchen aber überhaupt nicht aus den Fingern ließ, das sah doch gewaltig verhältnismäßig aus. Das hab' ich natürlich gar nicht bemerkt, 's hätte mich auch wohl nicht sehr gestört. Das Mädelchen war zufrieden, und ich war's auch. So ging eben das Fest gut vorüber. Der Abend ward zur Nacht, die Nacht beinahe zum Morgen, und als fast die letzten verschwanden wir aus dem Saale.

Ich hatte bei Vater Klöppel in meiner freien Zeit so manches Stückchen gefertigt, was ich zur Ausstaffierung meines Bettplatzes für notwendig erachtete — einen Uhrpantoffel, eine kleine Wandtasche für meine knappe Korrespondenz und anderes. Das hat sich in der kleinen Stadt wohl unter den Fachleuten herumgesprochen, und es kam von der damals noch neuen Firma Hense & Kestner die

Anfrage an mich, ob ich wohl bei ihnen Arbeit annehmen wollte. Da die Firma ausschließlich die damals üblichen Ledergalanteriewaren fertigte und viele Gehilfen, etwa fünfundzwanzig, beschäftigte, nahm ich gern an. Ich habe es nicht bereut. Hier habe ich zum ersten Male ein richtiges Schärfmesser gesehen und mit französischem Messer schärfen gelernt. Hier wurden aufgelegte, sogenannte Reliefarbeiten gemacht, die an die Fertigkeit in der Behandlung des Leders die größten Anforderungen stellten. Papeterien, Feinkartonnagen für Seifen und Parfümerien und vieles andere, was in dieses Gebiet einschlägt, wurde gemacht. Es war eine vielseitige und abwechslungsreiche Tätigkeit, der ich den besten Teil meiner technischen Ausbildung zu verdanken habe. Die Bestellungen liefen in solchen Mengen ein, daß wir schon von Oktober ab mit reichlichen Überstunden arbeiten mußten. Damit wurde damals viel Geld verdient. Aber vierzehn Tage vor Weihnachten war alles aufgearbeitet, neue Bestellungen lagen bei der Eigenart der Artikel nicht vor, da nach Weihnachten niemand mehr bestellte. So wurde die Arbeit ausgesetzt, zunächst für vier Wochen. Es sollte jedem anheimgestellt sein, sich anderweitig Stellung zu suchen. Die Beschäftigung war aber viel zu schön und anregend; alle wollten die arbeitslose Zeit hindurch warten, um wieder in die alten Stellen einzurücken.

Geld hatten wir genug, denn die Überstunden wurden nicht wöchentlich ausgezahlt, sondern am Ende der Arbeitsperiode vor Weihnachten. So konnte man schon einige Zeit feiern. Mir war die Gelegenheit gegeben, die Zeit anderweitig nutzbar zu machen: ich spielte seit meiner Kindheit Violine und Bratsche, hatte auch Gelegenheit gehabt, die Konzerte des Musikvereins mitzuspielen. Man war in dem kleinen Städtchen ganz froh, kostenlos brauchbare Mitwirkende zu erlangen, und ich war dadurch auch etwas bekannt geworden, besonders bei den Stadtmusikern. Das war überhaupt so eine sächsisch-thüringische Eigenart, diese Stadtpfeifereien, wie man sie nannte. Die jungen Leute kamen in eine regelrechte Lehre, wie in Handwerksbetrieben, mit regelrechter Lehrzeit und Lehrvertrag. Der Stadtpfeifer, also der Dirigent, der auch so eine Art Privilegium seitens der Städte hatte, war der Lehrmeister und nahm nach Belieben und Bedarf Musiklehrlinge an. Und meistens lernten die Jungens etwas. Geigen mußten sie alle, daneben die anderen Streichinstrumente ebenfalls spielen. Dann mußten sie Holz- und Blechinstrumente blasen lernen. Das war eine Notwendigkeit für den Stadtpfeifer; denn es lag in der Natur der Sache, daß er alle die musikalischen Bedürfnisse der näheren und weiteren Umgegend befriedigen mußte in bezug auf Kirmessen, Abendunterhaltungen, Hochzeiten,

Begräbnisse und so weiter. Da mußte eben, je nach Wunsch, eine größere oder kleinere Musikergruppe zusammengestellt, den Bedürfnissen nach Möglichkeit Rechnung getragen werden. So mußte jeder Lehrling auch jedes Instrument bis zu einem gewissen Grade beherrschen. Das sind ja keine Künstler geworden, wenigstens meistens nicht, aber sie trieben handwerksmäßige Musik, die den gestellten Anforderungen im allgemeinen genügte. In der Tat sind die Musiker unserer früheren Militärkapellen zum größten Teile aus den Stadtpfeifer-Lehrlingen hervorgegangen. Was die geleistet haben, sehen wir doch erst jetzt im Vergleich mit den geradezu jämmerlichen Musikbanden der Franzosen.

In der „Saison", also in der Winterszeit, war das Bedürfnis ein erhöhtes, und es fehlte dann oft genug an den erforderlichen Kräften; da hatte ich dann Gelegenheit zu einem Erwerb in der sonst erwerbslosen Zeit. Ich habe da so manche Nacht in Qualm und Staub zum Tanze aufgespielt, abwechselnd auf Viola, Baß und Geige. Das war eine immerhin nennenswerte Aufbesserung meiner Kasse.

Da sich die Verhältnisse bei meiner früheren Firma immer noch nicht bessern wollten, nahm ich schließlich eine andere Stellung an, wo ich in der Werkstatt Höchstkommandierender war. Der Meister selbst war kein Held in seinem

Fache, und das Ladengeschäft lag ihm mehr am Herzen. So hatte ich alle Arbeit und alle Verantwortung allein zu tragen, konnte dagegen arbeiten wie ich wollte. Mancher, der sich einen einfachen Band bestellte, hat sich dann auf Zureden einen Ganzlederband machen lassen, und der wurde dann nach Möglichkeit auch reich vergoldet. Viel Werkzeug war nicht vorhanden, doch war das vielleicht sehr gut, denn ich mußte lernen, mich mit Wenigem zu bescheiden und damit etwas zu leisten. Hier war ich in der Familie so recht wie zu Hause. Die Frau war schon lange Zeit krank, lungenleidend, eine zierliche, schlanke Frau. Ich habe an der Pflege ehrlich mit geholfen und manche Nacht am Bette gewacht, bis ich schließlich auch dem Sarge folgte.

Der beginnende Sommer war sonnig und warm, die Arbeit hatte bedenklich nachgelassen, und mich erfaßte das Reisefieber. So ging es denn von neuem „auf die Walze". Ich kann mir diesen zünftlerischen Ausdruck immer noch nicht erklären, denn er gibt keinen rechten Sinn, ist mir auch stets in der Seele zuwider gewesen; um wieviel schöner ist doch das Wort „Wandern", und welche Erinnerungen ruft es wach! Mit meinem Meister bin ich im besten Einvernehmen auseinander gekommen; er hat mir das Geleit gegeben bis beinahe nach Mansfeld, mit mir zusammen auch vorher den ganzen Reiseplan aufgestellt.

Am liebsten wäre er mitgegangen. Und was war es für eine schöne Reise! Geld hatte ich genug, ich brauchte gerade nicht zu sparen, hatte aber doch schon Stellung angenommen in Wernigerode beim alten Riemer. Das war der Vater des sehr tüchtigen Kunstbuchbinders Riemer in Kiel, der auch schon längst ins bessere Jenseits hinüberschlummerte. Der Wernigeroder Riemer war ein Freund und Arbeitsgenosse von Gustav Fritzsche gewesen, dem Begründer der Firma in Leipzig. Sein Sohn war zu der Zeit meiner Einstellung etwa vier Jahre. Später hat dieser dann eine Tochter von Fritzsche geheiratet, hat mich auch mehrfach mit seiner Frau besucht; es ist schade um den befähigten Menschen, daß er so früh sterben mußte. Die Reise durch den Harz, von Wernigerode an der Steinernen Renne hinauf zum Brocken, dann über Ilfeld und Nordhausen zum Kyffhäuser und zur Rotenburg, das waren doch Erlebnisse, die selbst ein langes Leben nicht auszulöschen imstande ist. Recht abwechslungsreich war ja damals der Weg durch das Ruhlatal. Das klare Bergflüßchen mit vielen Forellen schlängelt sich in vielen Windungen durch den felsigen Grund. Damals floß die Ruhla durch dreier Herren Länder, die die Schlangenlinie des Flüßchens abwechselnd durcheilte. Langsamer ging es mit dem Wandern, denn fast jede Brücke war die Grenze eines anderen Landes. Da stand denn auch prompt stets

ein Gendarm, der den sehnlichsten Wunsch hatte, Einsicht in die Papiere zu nehmen. Mußte man aber etwa gar an irgendeiner Stelle übernachten, dann konnte man sich in der Geduld üben. Die Papiere mußten abends an den Herbergsvater abgeliefert werden, der sie morgens zur Polizei brachte – zum Visieren –; es wurde also jedesmal eine Eintragung in den Paß gemacht. Vor zehn oder elf Uhr konnte man das Papier dann nicht zurückhaben und war demnach auch solange festgelegt.

Nun hat es ein Handwerksbursche ja niemals sehr eilig gehabt; aber auf diese Art war die Verlangsamung doch etwas recht unliebsam, wenn man nicht den frühen Vormittag zum „Umschauen" nach Arbeitsgelegenheit ausnützen konnte. In Eisenach gab es ja genug zu sehen zur Ausfüllung der Zeit, und die Wartburg. Ja, das war eben doch die Krone des Thüringer Teiles, trotzdem vorher der Weg durch die goldene Aue und die damals soeben entdeckte Falkenburger Grotte, zu der man sich beim Bürgermeister von Rottleben den Schlüssel erbitten konnte, doch Sehenswürdigkeiten waren. Er ging dann in höchsteigener Bürgermeisterherrlichkeit in Hemd und Hose mit, steckte am Eingange eine Kerze an, bei deren dürftiger Beleuchtung man dann in das Innere vordrang. Aber es lohnte sich, auch war der Führer über die verschiedensten geologischen Einflüsse, die bei der Bildung

der Formationen maßgebend gewesen sein dürften, gut orientiert.

Gegen diesen Teil der Reise trat dann die Tour über Marksuhl, Vacha, Hünfeld etwas zurück, obgleich doch der Teil der Rhön, der dabei durchschnitten wird, ebenfalls seine Reize hat. Dagegen war der alte Bischofsitz Fulda für mich, den damals noch ziemlich Weltfremden, eine wichtige Sache. Allerdings habe ich es erst richtig kennengelernt, als ich vierzig Jahre später besonders wegen des Ragintrudis-Kodex und des Viktor-Kodex, wie überhaupt der Bonifazianen wegen nach Fulda gereist war. Da habe ich erst die genaue Einsicht genommen von der Eigenart dieser Bände. Ich war eigentlich mit der ketzerischen Voreingenommenheit und in dem sicheren Erwarten hingegangen, daß hier eine der frommen Legenden aufzuklären sei, die sich um derartige alte Reste der früheren christlichen Zeit gebildet haben. Ich habe mich aber dann eines Besseren belehrt, nachdem ich als Buchbinder, mit Buchbinderaugen und durch die Buchbinderbrille, die alten Stücke angesehen hatte. Das ist doch alles echte, alte Einbandkunst, wenn auch zum Teil durch spätere Ausbesserungen, die keine Aufbesserungen waren, reichlich verwässert. Was aber daran noch als unzweifelhaft echt und alt festzustellen wäre, das ist auch eigenartig und außerordentlich instruktiv. Ich verweise auf

meine Spezialarbeit über den für die Entwicklungsgeschichte des Einbandes wertvollsten, den Ragintrudis-Kodex, im Archiv für Buchbinderei (Bd. XI, S. 9 und 10). Es ist der bisher einzige alte Einband mit Durchbrucharbeit in Deutschland und galt bis vor einiger Zeit überhaupt als der älteste bekannte Einband, was heute allerdings überholt ist.

Die Kirchenarchitektur interessierte mich damals gar nicht; das Gebiet lag mir zu fern. Aber alles, was so historische Anklänge hatte, was mir die Gelegenheit gab, mich in ein geheimnisvolles Milieu hineinzuversetzen, das war mein Fall, dem strebte ich nach, und davon ist auch manches bis heute hängen geblieben.

Da war auch die Umgegend von Gießen und Wetzlar, Braunfels, Philippstein, mit den mehr oder weniger zerstörten Burgen, und das liebliche Lahntal. In Weilburg wurde in der Lahn gebadet. Ich habe mir die Gelegenheit zum Baden bei keinem der Flüsse, die ich passierte, entgehen lassen, und in der Lahn badet es sich besonders gut. Nachdem ich Limburg mit seinem wunderbar gelegenen Dom und dem sehenswürdigen Friedhofe daneben auf dem Felsabhange über der Lahn, in dem ich später noch die ersten Jahre meiner Ehe verleben durfte, so recht dazu angetan, mich zu fesseln, besucht hatte, ging's von da nach Montabaur in der Richtung auf Koblenz durch den Wald

über Neuhäusel, wo Kirmes war. Der Leiter der hierfür so dringend notwendigen Musik war der Buchbindermeister Müller aus Montabaur, der das als ergänzende Nebenbeschäftigung betrieb. Durch irgendeinen Zufall kam das zur Sprache, und daß ich ebenfalls Buchbinder und auch Geiger wäre. Na, —: Da solle ich mal zeigen, was ich könnte. Da spielte ich denn irgendeinen Satz aus dem Mendelsohn-Konzert. Herrgott, hat das durchgeschlagen. Die Herren Musikanten waren ja sowieso etwas „in Stimmung", und nun fanden sie einen, der „auch was konnte". Da mußte ich denn noch zwei Tage mitmachen und spielen, und der Wirt des Gasthauses, in dem sich die Hauptkirmesfeier abspielte, der war nach allen Richtungen hin splendid und war entschieden „in der Gebelaune". Dazu kam, daß am Tage dann noch allerlei Ständchen gebracht wurden. Nachdem einmal der Bürgermeister ein Ständchen weg hatte, kamen die verschiedenen Bauernsöhne, die ihren echten oder halbechten Bräuten ebenfalls Ständchen bestellten. Schließlich war es so, daß wir die Bestellungen gar nicht mehr alle „effektuieren" konnten. Da war es denn nicht anders zu machen: wir teilten die Kapelle in zwei Teile. Da ich zur Komplettierung hinzugekommen war, hatten wir wenigstens zwei Quartette und bei jedem noch eine Trompete. Das hat ordentlich Geld eingebracht, trotzdem ich die feste

Überzeugung habe, daß mich mein verehrter Collega in Gewerbe und Musika so ein wenig übers Ohr gehauen hat. Macht nix — mir war's Geld genug, und die außergewöhnliche Abwechslung und die Eigenart sind ja unvergeßlich geblieben und waren mit Geld überhaupt nicht zu bezahlen. Und dazu das Futter; ich hätte mich für die nächsten vierzehn Tage rundherum satteessen dürfen, wenn ich nur gekonnt hätte. Und dazu den Wein: Bitte, für uns „Künstler" gab's keinen Kirmeswein; das war kein Surius, sondern eine sehr solide und bekömmliche Marke. Daß ich bei der Gelegenheit auch noch auf dem Kontrabasse wirken würde, hätte ich mir allerdings nicht träumen lassen; aber es ging auch. Mehr wie: Schrumm-schrumm-schrumm jedesmal auf den vollen Takt brauchte es ja sowieso nicht zu sein. Hier bin ich allerdings schweren Herzens weitergezogen; einmal mußte es aber doch sein, und so wanderte ich leichten Sinnes, vergnügt und mit gefülltem Beutel auf Koblenz zu, wo ich doch einen Brief von den Eltern vorzufinden hoffte.

Mehr als Koblenz hat mich Stolzenfels begeistert. Als ich von Kapellen aus in einer Viertelstunde aufgestiegen, gebot plötzlich ein Posten Halt! Der Muschkote stand an der schönsten Aussichtsstelle aufgepflanzt; man mußte hier aber doch warten, bis die vorhergehende Gruppe mit dem Führer aus dem Schlosse herauskam; dann durfte

man eintreten. In dem Schlosse ist ja allerlei zu sehen, besonders wo der oder jener Prinz einmal geschlafen oder eine der hochedlen Damen gern geweilt hat. Viel mehr hat mich die wunderbare Aussicht auf den Rhein und die Landschaft in Anspruch genommen. Auch der Königsstuhl mit seinem historischen Milieu hat mich angezogen. Ich war nur erstaunt, daß er seit dem vierzehnten Jahrhundert nicht mehr verwittert sein sollte. Später hab' ich dann erst erfahren, daß der ursprüngliche Platz für die Kaiserwahlen und die Beratung der Kurfürsten nach der französischen Revolution von den Franzosen zerstört, aber fünfzig Jahre später von den Koblenzern wieder aufgebaut wurde. Das Bauwerk steht doch sehr unvermittelt unter den Obstbäumen im Gelände. Wer es nicht besonders sucht, der geht achtlos daran vorüber.
Dann aber die Wanderung, immer am Rhein entlang, durch die vielen alten Städtchen mit den durstigen Namen, und der Wein, das Glas zu sechs Kreuzer! Abends in Sankt Goar Illumination aller Häuser; da muß doch etwas los sein. Plötzlich Bum-bum-bum! Die Böller knallten damals am Rheine viel leichter, und es war auch viel lustiger als heute. Der Bischof war eingezogen und sollte am anderen Tage die Kinder firmen, und da war der Abend mit Täterätä und Tsching-bum die Einleitung dazu. Ach! Wo ist diese Zeit hingekommen? „Die

Wacht am Rhein" oder „Deutschland, Deutschland über alles" dürfen wir auch nicht mehr singen und viele andere liebe Lieder, ohne die man sich den Rhein gar nicht denken kann, sind verstummt. Wein kann man auch nicht mehr trinken, die Dampferpreise sind in das Ungemessene gestiegen.

Ich bin aber von Sankt Goar aus doch ein Stück mit dem Dampfer gefahren, zum ersten Male in meinem Leben – und dabei noch umsonst. Ein Ehepaar wollte die Rückfahrkarte nicht ausnützen und schenkte sie mir, dazu noch dreißig Kreuzer. Das war ein halber Gulden.

In Biebrich endete meine Dampferkarte, und ich marschierte schleunigst nach Wiesbaden. Da hätte ich gern Arbeit genommen, um in der Gegend zu bleiben; hier war es zu schön. Die bekam ich nun allerdings nicht, dagegen beim Meister Vogelsberger einen Brief mit einer Empfehlung an seinen Vetter in Darmstadt, der brauchte gerade einen, der schon etwas konnte. Das wollte ich mir natürlich nicht entgehen lassen und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Darmstadt, das dann meine zweite Heimat werden sollte. Die Tage meiner letzten Jugend, hier sollten sie zu Ende gehen, von hier aus ging's in den Feldzug und in die Ehe, und hier sollte ich auch meinen ersten, aber auch meinen einzigen Rausch mir antrinken. Doch davon später.

Der Vetter Vogelsberger war Großherzoglicher Hofbuch-

binder, ein Musterbeispiel des Darmstädter Spießbürgers, wie des verknöcherten Meistertums. Aber, alle Hochachtung: der Mann konnte etwas, und wenn auch alles noch nach der alten Schablone gehen mußte, so hatte es doch stets Hand und Fuß, und besonders sah er auf peinliche, saubere Arbeit, war auch einer gelegentlichen Neuerung nicht abhold. Die Hauptkundschaft war die Darmstädter Hofbibliothek, das Kriegsministerium und die Kabinettsbibliothek. Für die beiden ersteren wurde alles auf echte, umstochene Bünde geheftet, die Hofbibliothek in lohgar Kalbleder und Halbfranz gebunden mit Handpapiervorsetzen. Die Bibliothek des Kriegsministeriums wurde in der gleichen Weise gebunden, statt des Kalbleders allerdings marmoriertes Schafleder, das wir auch meistens selbst marmorierten. Karten wurden als Massenartikel aufgezogen, und das habe ich denn auch hier aus dem Grunde gelernt, vor allem habe ich mit der Ansicht aufräumen müssen, daß zum Spannen des Stoffes dieser gefeuchtet werden müsse. Im Gegensatz zu Papier hat Webstoff die Eigenart, sich beim Feuchten zusammenzuziehen, bei dem Trocknen aber sich auszudehnen. Es gibt immer noch Fachleute, die das nicht einsehen wollen. Es ist also so zu machen, daß der trockene Stoff glattgespannt wird, was in der Weise geschieht, daß zuerst zwei Ecken der einen Seite der Längsrichtung mit

Nägeln fixiert werden, wobei der Stoff nach Möglichkeit ausgezogen wird. Auf der gegenüberliegenden Seite wird er in der Mitte, bei langen Stücken an mehreren Stellen herangezogen und angestiftet, bis die erste Seite eine gerade Linie bildet. Dann wird diese Seite selbst festgestiftet, wobei die Stifte immer etwa handbreit auseinander eingesetzt werden. Nun werden die Stifte der zweiten Seite wieder ausgezogen und der Stoff nach den Ecken zu nach Möglichkeit gespannt, das übrige dann ebenfalls, von der ersten Seite her anziehend, straffgezogen, wobei stets die Mitte der Seite, dann die Mitte zwischen diesen beiden Punkten gestrafft und befestigt wird. Das weitere Anheften geschieht so fortlaufend in gleicher Weise; stets wird zwischen zwei Stiften die Mitte herangezogen, bis die Stifte in der gewünschten und erforderlichen Weite zusammenstehen.

Nun kommen die beiden anderen Seiten an die Reihe. Die erstere wird, ebenfalls von der Mitte beginnend, festgemacht, so daß diese Seite gleichfalls eine gerade Linie bildet, und die letzte wird schließlich unter kräftigem Anziehen gespannt — stets immer die Mitte zwischen zwei Stiften fixierend. Ein so vorbereitetes Stück Stoff beliebiger Größe wird sicher glatt und eben aufliegen. Sollte man genötigt sein, aus Gründen möglichster Schnelligkeit ausnahmsweise mit Leim aufzuziehen, so überfährt

man den gespannten Stoff mit dünnem Kleisterwasser. Nach einigen Minuten fährt man zwischen zwei Stiften mit einer langen Reißschiene unter den gespannten Stoff und lüftet ihn, damit er nicht etwa auf dem Spannbrette anklebt. Es zieht sich dann auch etwas Luft unter den Stoff: er liegt nicht fest auf dem Spannbrette auf. Nachdem diese Kleistergrundierung trocken, kann man die zugeschnittenen Karten, geteilt oder unzertrennt, nach Belieben aufziehen. Zerschnittene Karten legen sich am besten an, wenn man sie vor dem Anschmieren leicht feuchtet; auch halten sie dann die Feuchtigkeit des Klebemittels länger, was wegen des genauen Auflegens sehr wertvoll ist. Auch zum Anschmieren zerteilter Karten hatte Meister Vogelsberger eine zweckmäßige Eigenart: für jede der üblichsten Größen von Karten war ein genau auf Größe geschnittenes dickeres Brett vorhanden. Die zugeschnittenen Teile wurden in ziemlich umfangreichen Stößen darauf gelegt und nun von oben herab angeschmiert. Dadurch, daß die Blätter etwas feucht waren, verschoben sie sich nicht, und des untergelegten Brettes wegen gab es keine Leim- oder Kleisterränder. Die Sache ist sehr empfehlenswert.

Die vielen Halbfranzbände, gleichviel ob Kalb- oder Schafleder, wurden als Naßlederbände behandelt, denn auch das marmorierte Leder wurde naßgemacht. Das

feuchte Leder wurde zugeschnitten, geschärft und dann erst noch richtig naßgemacht. Die Rückenteile wurden dann auf dem Schärfstein übereinander geschichtet und in einer Holzpresse kräftig ausgepreßt, daß das Wasser an allen Seiten herausquoll. Die Rücken lagen nun fest aufeinander, wurden mit Kleister reichlich angeschmiert und dann, die angeschmierten Seiten paarweise gegeneinander gelegt, wieder übereinander geschichtet. Man hatte dann sogar mehrere Stunden Zeit, um die Bücher in Leder zu machen, ohne ein Austrocknen des Leders befürchten zu müssen.

Die Bände waren, wie schon gesagt, auf echte Bünde geheftet worden; sie mußten außerdem aber auch noch hohle Rücken haben. Bei Vogelsberger habe ich zum ersten Male gesehen, daß das sehr wohl möglich ist. Wir haben auch nach dieser Richtung hin die verschiedensten Versuche gemacht. Die erste Art war, daß eine Rückeneinlage aus einem sehr festen Schrenz – den nannten wir damals „Schweizer Pappe" – geschnitten wurde, etwas länger als der Buchrücken. Der wurde gefeuchtet und auf den Rücken aufgeschnürt mit denselben Schnürfäden, die wir auch zum Schnüren des ins Leder gemachten Buches benützten. Nach dem Trocknen – die Arbeit wurde möglichst abends gemacht und war dann morgens trocken – wurde oben und unten das Überstehende ab-

geschnitten, und der Band war dann zum „Einledern" fertig.

Hier lernte ich auch, daß ein Leinen- oder Kalikofalz gar nicht notwendig ist, sondern daß der Band so gearbeitet sein muß, daß er ohne diese, ja ohne ein angepapptes Vorsetz doch durchaus haltbar ist. Ebenso lernte ich die Notwendigkeit erkennen, nach dem Ledermachen und vor dem vollen Trocknen das Buch erst noch einmal zu öffnen und die Einschläge oben und unten scharf zurückzudrücken, um einen schönen, tiefen Falz zu erlangen. Das Durchziehen der Bünde kannte man in der Werkstatt nicht. Die Bünde wurden außen auf die Deckel geklebt. Es war das ein schönes Arbeiten, und so ein Stoß fertiger Bücher erfreute Herz und Auge.

Das Titeldrucken war hier fast tägliche Beschäftigung; denn alle diese Bände erhielten Goldtitel, manchmal bis zu fünfzehn und mehr Zeilen. Es war nämlich die Bibliothek, die den Titel vorschrieb, und das mußte dann auch buchstäblich innegehalten werden. Die Titel druckte ich meist „über Feierabend"; es gab für jeden Titel fünf Kreuzer, also etwa zehn Pfennige. Dabei mußte ich aber das Gold stellen (im übrigen eine empfehlenswerte Gewohnheit); die Titel setzen und ablegen mußte der Lehrling. Es war gleich, ob der Titel viel oder wenig Zeilen enthielt: es gab fünf Kreuzer. Kapitalien habe ich dabei

nicht erworben, aber Titeldrucken habe ich gelernt. Ob sie immer und alle einwandfrei waren? Ich möchte keinen Eid darauf ablegen, aber der Bibliothekar war sehr eigen und wies alles zurück, was ihm nicht gut genug dünkte.

Einen langen Sonntag, an dem ich so sehr viel hätte drucken können, habe ich mir durch eigene Schuld verdorben: Ich hatte einen Mordskater, nachdem ich am Abend vorher einen Mordsaffen gehabt hatte. Die Sache kam so: Ich war Mitglied des Turnvereins geworden, der damals einer der ersten Vereine war; selbst der Großherzog hatte sich dafür interessiert, hatte ihm auch einen guten Flügel geschenkt, und die ersten Familien der Stadt gehörten durch irgendeins ihrer Mitglieder der „Turngemeinde" an. Also der Turnverein hatte an dem Samstag vorher Ball. Anzug: Turnkleidung oder Gesellschaftsanzug. Ich erschien natürlich wieder in schwarzem Frack und Zylinderhut, der hier aber nicht angebracht war, weil man damals schon in Süddeutschland den Hut haßte. Es ging mir nicht, wie in Eisleben, für eine Dame hatte ich nicht zu sorgen, es waren so schon genug vorhanden. Aber Bekannte hatte ich ja im Turnverein die Menge, und da waren natürlich auch „Turnschwestern" reichlich vorhanden, und alle wollten sie tanzen, und viel tanzen. Ich hatte von Vogelsberger nur Urlaub für ein früheres Weggehen – ich mußte doch erst noch ins

Bad und zum Friseur—; also ich hatte Urlaub, aber unter der Bedingung, daß ich noch eine bestimmte Arbeit vorher fertigstellte. Da mußte denn den Mittag über durchgearbeitet werden, um ja rechtzeitig fertig zu sein. Das gelang auch. Zum Mittagessen gab's ja nichts, dazu war keine Zeit. Ich wohnte zwar im Hause Vogelsbergers, aber es gab kein Essen, da er damals noch unverheiratet war. Also ein Stück Brot und für zwei Kreuzer Käse mußten einstweilen den Magen befriedigen; abends wird's schon was geben.

Der Abend kam, fein geleckt, gebügelt und geschniegelt ging es in das Hotel zur Traube, das erste und beste Hotel damals in Darmstadt. Sofort kam auch schon der erste Turnbruder mit vollem Glase: Bescheid tun. Dann ging es sofort ans Tanzen, denn ich langte schon mit Verspätung an; es mußte also allerlei nachgeholt werden. Ich tanzte und trank und tanzte wieder und trank wieder, bis—ja bis sich der bekannte Heilige meldete. Ich fand noch so viel Selbstbeherrschung, daß ich mir die Garderobe einlöste, und dann ohne Abschied ins Freie. Ob mir besser wurde? Ich weiß es heute nicht mehr. Nur des einen erinnere ich mich noch, daß mich der Doppelposten unter der Auffahrt am Palais des Erbprinzen fürsorglich zu zweien aus dem Vorgarten „hinausgeleitete". Wie es weiter gegangen, weiß ich nicht, wußte es auch am an-

deren Morgen nicht. Nur das eine war sicher: ich lag am anderen Morgen richtiggehend im Bette – in meinem eigenen Bette –, der Hausschlüssel hing vorschriftsmäßig an seinem Platze, die Uhr war richtig aufgezogen, die Kleider lagen alle in Ordnung auf dem Stuhl vor dem Bette. Das einzige, was nicht in Ordnung war, war meine eigene werte Persönlichkeit. Titel habe ich an dem Tage nicht gedruckt:

Die ganze Welt
War mir vergällt.

Aber auch das ging vorüber; vielleicht war es ein heilsames Rezept; denn ich habe nie wieder in meinem Leben einen Rausch gehabt, und ich hoffe, daß ich auch keinen mehr erleben werde. Das Schlimmste dabei war noch, daß ich die Lacher nicht auf meiner Seite hatte, obgleich man genug gelacht hat. Ja, ja – die Schadenfreude und so weiter. Heute interessiert mich nur noch das Eine: Wie mag ich mit Frack und Zylinder unter der prinzlichen Toreinfahrt ausgesehen haben? – –

Das Aufschnüren der nassen Rückeneinlagen war eine immerhin umständliche Sache. Ich fragte vorsichtig an, ob man es nicht einmal so versuchen könnte, daß man in einem Rückenrundeklotz eine Querrille einschnitte und die auf dem Schrenz abgezeichneten Bünde mit irgendeinem geeigneten Holze oder einem gebogenen Glättzahn

einreiben könnte. Ganz wider alles Erwarten ging Vogelsberger auf den Vorschlag ein: es wurde gemacht, und während meiner ganzen Tätigkeit hat sich diese Technik auch in der Werkstatt erhalten. Vieles habe ich in der Werkstatt gelernt.

Da man die auf echte Bünde umstochen gehefteten Bücher nicht auseinanderziehen konnte, aber ein Aufspannen für jeden Band doch zu umständlich gewesen wäre, so waren in der Werkstatt dicke Holzklötze, so dick, als zwei Bundlängen ausmachen. Diese waren an der Längsseite parallel zum Rande bis auf etwa zwei Zentimeter eingesägt. Mit diesem breiten Schlitze wurden die Klötzer zwischen je zwei Büchern über die Bünde geschoben, so daß nach jedem gehefteten Buche schon die Bundlänge ausgespart war; ein Auseinanderziehen war dann gar nicht mehr erforderlich.

Das Schnüren der in Leder gemachten Bücher mit echten Bünden wurde hier auch etwas abweichend von der älteren Manier gemacht. Man hatte vorher sonst sogenannte Schnürbretter benützt. Das waren Bretter ähnlich den Preßbrettern, nur etwas schmäler, die waren an einer Längskante, etwa drei Finger breit vom Rande mit einer Reihe von Löchern versehen, in die man kleine Holzzapfen nach Bedarf einstecken konnte, um die dann die Schnür-Bindfaden herum und über die Bünde geführt wurden.

Das bekannte Bild von Jost Amman zeigt uns solche Schnürbretter, zu einem Bündel vereinigt, an der Wand hängen. In Darmstadt wurden die feuchten Bände rund herum über die Vorderkanten hinweg geschnürt, dann die Schnüre aber noch besonders gleichmäßig angespannt, indem man zweifingerbreite dicke Pappstreifen unter die Schnürung auf die Deckel schob und diese Streifen dann aufrecht stellte. Dadurch wurden die Schnüre auf das äußerste angespannt, außerdem auch mehr vom Leder entfernt, so daß sie sich in dies nicht abdrücken konnten, was ja sehr leicht geschah.
Marmoriert auf Schleimgrund wurde hier auch, ein besonderer Wert aber nicht darauf gelegt.
Bei Vogelsberger hatte ich es gut, trotz der Eigenarten des Mannes vertrugen wir uns ausgezeichnet, auch nachdem er sich aus seiner Heimat von Sankt Goarshausen her eine Frau geholt hatte. Da wurde mir eine Stelle als Werkmeister bei dem damals für die besseren Arbeiten des Hofes reichlich beschäftigten Heinrich Pfersdorf angeboten. Der Sohn war Turnbruder, ein liebenswürdiger, stets fideler Kamerad, und—das war dann das ausschlaggebende—der Vater Pfersdorf machte alle Feuerwerke für die Stadt, den Hof und alle, die es sonst nötig hatten. Also die Gelegenheit konnte ich mir doch nicht entgehen lassen; ich nahm an und kündigte die bisherige Stellung.

Das hat mir Vogelsberger so recht nie verziehen, selbst in späteren Jahren nicht. Dennoch war es das Richtige. Feuerwerkmachen habe ich dann nebenher bis in alle Einzelheiten mit allen Geheimnissen und Kniffen gelernt; hauptsächlich aber habe ich bei dem alten Pfersdorf, der, wie auch seine Frau, bis an ihr Lebensende für mich immer noch gesorgt haben, das Beste von meinem fachtechnischen Wissen und Können für das Leben erworben.
Vor allem war es der Dekorationsdruck, von dem ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, und in dem ich mich jetzt betätigen durfte. Es war eine der wenigen Werkstätten, in der solche Arbeiten überhaupt vorkamen. Der vorhandene Stempelvorrat entstammte ja noch der Zeit des Vaters des alten Pfersdorf, also aus der Biedermeierzeit und dem Empire. Das Leder- und Pergamentfärben kam hier häufig vor und nach den Verfahren, die der ganz alte Pfersdorf schon ausgeübt hatte.
Hier wurde auch der heute fast nicht mehr ausgeübte und wenig bekannte Baummarmor gefertigt. Ich selbst durfte im Anfange mich damit nicht befassen, denn ein Verunglücken war eine selbst damals nicht gern gesehene Lederverschwendung. Da aber auch die meisten derartigen Marmorierungen am fertigen Buche gemacht wurden, stand unter Umständen auch eine Neuherstellung der Decke in Frage. Aber auch da wußte mein alter Herr

Pfersdorf guten Rat: Es wurde Baummarmor auf braunes Packpapier gemacht. Das war wenig kostspielig, und das Brauchbare gab ein erwünschtes Überzugmaterial. Die Sache wurde folgendermaßen gemacht. Das Packpapier wurde mit einem Kleisterwasser überstrichen, dem eine kräftige Tanninlösung zugesetzt wurde. Nach dem Trocknen konnte das Papier marmoriert werden, genau wie Leder. Der beliebteste Marmor war der sogenannte Feuermarmor. Er wurde auf zweierlei Art gemacht: mit ganz rot unterfärbtem Grunde, oder durch Einsprengen der roten Beize mit unter den anderen Beizen. Das wichtigste war immer die Eisenschwärze; ohne diese sah der Marmor kraftlos aus.

Rot gefärbt wurde Leder mit der schon erwähnten Fernambukbrühe, Fernambukspäne in Pottaschenwasser. Sollte sie sehr leuchtend sein, so setzte man einige Tropfen Zinnsalzlösung zu, oder man machte die Farbenbrühe in einem zinnernen Gefäß an und setzte einige Tropfen Scheidewasser zu; es bildete sich dann das Zinnsalz schon selbsttätig. Die einzelnen Farbenbeizen wurden mit kleinen, pinselartigen Besen aufgesprengt, die wir uns selbst aus Besenginster oder trockenem Heidekraut banden. Die wurden in die Beizen getaucht und über einen Stock oder einen Hammerstiel ausgespritzt, wobei der Stock möglichst hoch über dem Leder gehalten wurde, damit erstlich die

Tropfen sich recht fein verteilten, dann aber auch eine möglichst große Fläche bedeckten. In der Regel wurde also zuerst entweder die ganze Fläche rot eingefärbt, oder die rote Beize in Tropfen ausgesprengt. Darauf folgte die etwas verdünnte Eisenschwärze und zuletzt Pottaschenwasser, das aber durchaus klar sein mußte, sonst setzten sich später Salzkristalle auf dem Leder an. Hatte man die ganze Fläche rot eingefärbt, so sprengte man zuletzt noch eine verdünnte Salzsäure oder verdünntes Scheidewasser auf, was dann wieder helle Fleckchen gab. Nahm man statt dessen Zinnsalzlösung, entsprechend verdünnt, so wurden die Stellen, an denen die rote Beize getroffen wurde, besonders leuchtend neben dem etwas dunkleren anderen Rot. Wollte man einen Rieselmarmor haben, so sprengte man vor dem letzten Beizauftrag reines Wasser auf, legte das Leder oder überhaupt die zu marmorierende Fläche etwas schräg nach unten und gab dem Unterlagsbrett mit dem Leder einen kräftigen Stoß von unten. Dadurch kamen Beizen-, Wasser- und Säuretropfen in eine leicht fließende, rieselnde Bewegung und erzeugten den beliebten „Flußmarmor“.

Mit großer Sauberkeit mußte man beim Marmorieren am fertigen Buche vorgehen. Allzu leicht setzte sich über dem schräg gelegten Buche die Beize über der obersten Kante in großen Tropfen an und lief in die Innenkanten

oder gar in das Buch ein. Wir klebten zur Vorsicht auf die bedrohten Stellen einen Streifen Papier mit Kleister auf, der dann später wieder abgeweicht wurde. Sollte das fertige Buch marmoriert werden, so wurde es aufgeklappt, das Buch selbst zwischen eine Presse geklemmt, so daß die beiden Deckel flach auf den Preßbalken lagen. Wir legten auch wohl unter die Deckel ein kleineres Klötzchen, damit sie etwas über den Preßbalken standen. Dann brauchten wir die Innenkanten nicht zu decken, da die Sprengtropfen dann über die Deckel hinausspritzten und sich nicht auf der Oberkante häuften.

Häufiger als der Feuermarmor wurde der einfachere, braun, nur mit Eisenschwärze und Pottaschelösung marmorierte Marmor angewendet, seltener der schon erwähnte Baummarmor. Dazu wurde stets am fertigen Buche marmoriert, denn der Marmor mußte mit seinem Muster sich der Größe des Buches anpassen. Die Deckel wurden vor dem Einklemmen in die Presse etwas nach außen durchgebogen, sodaß die aufgesprengten Beizen die Neigung hatten, nach der Mitte des Deckels zusammenzufließen. Trotzdem haben die Beizen die Neigung, ihre eigenen Wege zu laufen; um ihnen bessere Direktive zu geben, feuchtet man mit einem Wasserschwämmchen kleine Bogen an, in die dann die Beize mit Vorliebe hineinläuft. Man hat so einen gewissen Einfluß auf die Musterung.

Wenn Zeit und Gelegenheit war, machten wir uns ein besonderes „Flußwasser" zurecht, das heißt ein Wasser zum Aufsprengen, das reichlich mit Tanninlösung versetzt war. Das färbte beim Ablaufen noch in der Vermischung mit den Tropfen der Eisenlösung, die es mitriß, die kleinen Rinnsale schwarz, oder richtiger, es durchzog sie mit zierlichen schwarzen Linien.

In derselben Weise wie mit Rot konnte man mit Blau, Grün oder Gelb, auch mit Violett marmorieren. Blau gelang meistens sehr gut, und man war imstande, nach Belieben hellere und dunklere Tönungen zu erzielen, je nachdem man den Grundton, ein mit mehr oder weniger verdünnter Eisenlösung gefärbtes Grau, heller oder dunkler hielt. Eine nachfolgende Behandlung mit einer Lösung von gelbem Blutlaugensalz, dem man etwas Salzsäure zusetzte, färbte überraschend schnell blau.

Wir färbten noch in anderer Weise echt blau mit Indigo, den wir selbst aus Rohindigo herstellten; der ist heute nur noch selten zu haben, weil er durch die Anilinfarben verdrängt ist. Zu dem Zwecke wird etwas Indigo in der Reibschale pulverisiert und mit etwa dem Fünffachen an konzentrierter Salzsäure übergossen und mit einem Glasstäbchen bis zur Sättigung umgerührt. Alsdann setzt man etwas Pottasche zu, bis sich Indigo als Farbstoff niederschlägt als Base. Diesen Niederschlag, der sehr er-

giebig ist, benützt man zum Färben des Leders; er kann stark mit Wasser verdünnt werden.

Auch der Versuch mit Blauholz zum Färben ist gemacht worden; die Farbe wirkt ja blau, aber es ist ein trübes, um nicht zu sagen schmutziges Blau, das sich mit dem Blau aus Eisen- und Blutlaugenlösung nicht messen kann. Die Grundfärbungen galten uns stets als besondere Kunststücke, wenn es sich um Lederfärbungen handelte, denn Pergament ist in der Beziehung leichter zu behandeln. Ein sehr schönes Olivengrün erhält man, wenn das Leder erst schwach grau, dann mit Berberitzenwurzel-Auszug und etwas Indigo nachgefärbt wird. Man hat die Tönung, je nachdem man mehr Berberis oder Indigo nimmt, ziemlich sicher in der Hand. Eine der einfachsten und schönsten Grünfärbungen ergibt eine Abkochung der Beeren von dem Kreuzdornstrauche mit etwas Alaun in Essig. Die gelbe Brühe wird dann mit Indigo entsprechend getönt. Kreuzbeeren sind nicht mehr käuflich; man muß sie selbst suchen, wie auch die Berberitzenwurzel nicht mehr im Handel ist. Der Strauch ist seinerzeit auf Befehl Friedrich Wilhelms IV. fast ganz ausgerottet worden, weil er im Verdacht stand, den Brand im Weizen verbreitet zu haben. Neuerdings befinden sich Berberitzensträucher mit den eigenartig geformten roten Früchten an einzelnen Stellen wieder als Zier-

sträucher. Also auch die Berberitzenwurzel muß man selbst ernten.

Ich bemerke soeben zu meinem Schmerze, daß ich den Leser doch allzu reichlich mit Fachsimpelei traktiert habe; ich bin aber doch noch nicht am vorläufigen Ende, denn ich habe noch ein ganz besonderes Kapitel über das Schlagen und Planieren auf dem Herzen. Da aber mitten zwischen alle diese Experimente, die Pfersdorf mit Vorliebe mit immer wieder neuen Abwechslungen anzuwenden wußte, der Feldzug 1870/71 hineinfiel, und ich da ganz bedeutend beteiligt war, schiebe ich diese Episode mit allen Nebenumständen hier ein.

Es lag wohl im Jahre 1870 allerlei in der Luft, von dem der ehrsame Bürger nichts wußte und nichts bemerkte, und selbst da, wo Leute der verschiedenen Stände und Altersklassen, wie in der Turngemeinde, zusammenkamen, lebte man in aller Vergnüglichkeit der Jugend und dauernder Harmlosigkeit dahin. Am 1. April des Jahres war ich bei dem Darmstädter Infanterie-Regiment eingetreten, hatte aber im Winter vorher noch alle die neben der Turnerei betriebenen Wintervergnügungen mitgemacht, war in der Gesangsabteilung des Vereins, auch in der Rede-Riege. Das war eine recht vernünftige Einrichtung: die jungen Leute sollten daran gewöhnt werden, öffentlich — das heißt vor größerem Hörerkreise — zu

sprechen, sollten auch besonders Themen der Literatur lesen und behandeln lernen. Ich habe damals bereits einen ersten längeren Vortrag über die Einbandkunst gehalten. Dazu mußte ich nach Möglichkeit und Können Material zusammentragen, und noch heute ist mir manches wertvoll, was ich damals niedergeschrieben habe. Wichtig bei der Sache war auch, daß nach dem Vortrage Diskussion stattfand, bei der man Rede und Antwort zu stehen hatte; da mußte man also schlagfertig sein, vor allem das Material gut beherrschen. Alle freie Zeit verbrachte man im Zusammensein mit den Turngenossen, ging mit ihnen ins Theater, hatte im Lesezimmer reichlich Gelegenheit zu arbeiten oder in der Bibliothek herumzuschmökern. Der Darmstädter Verein war wirklich auf der Höhe seiner Aufgabe, ein richtiger Bildungsverein, wie er nicht besser gedacht und geleitet werden konnte. Allerdings: der Leiter war der bekannte Dr. Ludwig Büchner, der Verfasser von „Kraft und Stoff", das ein damals seltenes Aufsehen erregte und Büchner nötigte, seine Stellung an der Universität Tübingen aufzugeben und sich in Darmstadt als Arzt niederzulassen. Gleichzeitig im Vorstand war der alte Kupferstecher Felsing, ein Mann mit gewaltigem grauen Barte, wie Vater Jahn ihn trug. Er nahm jeden neu eintretenden Turner – es wurde vorher über die Aufnahme abgestimmt – mit Handschlag in

die Gemeinde auf, nachdem er eine Rede über die Pflichten der Jugend und des Deutschen im allgemeinen gehalten hatte. Das war stets ein mächtiges Ereignis, das auch für die Dauer des Lebens an den Betreffenden haften blieb. Ihm haben wir gelegentlich seines siebzigsten Geburtstages einen großen Fackelzug gebracht, bei dem auch Büchner eine große Rede hielt und Felsing antwortete. Er war auch der Gründer des Rheinischen Kunstvereins, dem er vierzig Jahre lang — bis 1876 — vorstand.

Es liegt auf der Hand, daß eine solche Vereinigung für junge Leute recht segensreich wirken mußte, daß von ihr wirkliche Bildung ausging.

Bei so regem Verkehr der „Turnbrüder" untereinander blieb es auch nicht aus, daß man in die Familien hinein- und mit den Turnschwestern zusammenkam. Im Winter 1869/70 war ein Stiftungsfest mit Theater fällig gewesen, und ich, als noch ziemlich Bartloser, war bestimmt, als „Wäscherin" mitzumimen. Da ich selbst weder Verwandte noch sonstigen weiblichen Anhang am Platze hatte, mußte eben eine Turnschwester mit ihrer Garderobe aushelfen und ging mir auch sonst hilfreich zur Hand, fabrizierte mir ein allerliebstes Morgenhäubchen, unterstützte mich mit ausreichender Korsage — verehrte Leserin, du wirst am besten wissen, was man da etwa notwendig hat, und in welche Intimitäten man da einge-

weiht werden mußte. Die Sache ging aber gut vonstatten, wenn auch meiner heutigen Meinung nach die Aufführung mäßig war: den Zuschauern hat's gefallen. Natürlich wurde hinterher getanzt, und die hilfreiche Turnschwester — ich verrate von vornherein schon, daß sie später meine Frau wurde — hat mit meiner Zustimmung nicht einen Tanz gesessen. Diesmal ging es anders wie in Eisleben; meine Dame habe ich unter Begleitung ihres Bruders nach Hause geleitet und erhielt auch gleich eine Einladung zu einer Nachfeier am nächsten Tage. Ich wüßte nicht, was mir lieber gewesen wäre. Das hat sich dann noch öfter und öfter wiederholt, bis ich eben regelrechter Freund des Hauses geworden war. Ich hatte damit gewaltig gewonnen, hatte ein Heim, in dem ich mich behaglich fühlte, und einen Gesellschaftskreis, der mir passen durfte. Es stellte sich sehr bald heraus, daß die Familie meines bereits verstorbenen Schwiegervaters — er war Artillerie-Offizier gewesen — Nachkommen des Jakobus Köbel (Kobelius) sind, der im Jahre 1495 die Buchdruckerei aus Heidelberg nach Oppenheim am Rhein eingeführt hatte. Er war Buchdrucker, Schriftsteller und Ratsschreiber, ein in der Geschichte der Literatur jener Zeit bekannter Mann. Die in verhältnismäßig jungen Jahren Witwe gewordene Frau war eine Dame mit etwas herben, aber durchaus ehrenhaften Anschauungen vom

Leben und fleißig bis zum letzten Atemzuge. Das hat die Tochter – es war die einzige – als Erbteil mitbekommen. Von den drei Brüdern war einer im amerikanischen Freiheitskriege bei der deutschen Legion gefallen, der älteste war Maler und der jüngste eben mein Turnbruder. Alle Ausflüge machten wir drei, das Geschwisterpaar und ich, zusammen, und fröhliche, geistig angeregte Stunden waren es, die wir auf den Spaziergängen erleben durften.

Wie aus heiterem Himmel trafen die Mitteilungen über die Verhandlungen wegen der Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern, dann bald darauf die Mitteilungen über das unqualifizierbare Betragen des französischen Botschafters in Ems dem alten Kaiser gegenüber in Darmstadt ein und alarmierten die ganze Welt. Die Ereignisse überstürzten sich so schnell, daß man ihnen in den bürgerlichen Familien kaum zu folgen vermochte. An einem schönen Sonntage waren wir gerade noch zusammen in den Wäldern gewesen, als abends die Nachricht von der Kriegserklärung und der Mobilmachung eintraf. Vier Tage später sollte alles marschfertig sein.

Nun gab es reichlich Sorge, Arbeit und Tränen in den einzelnen Familien; wo und wie man konnte, kam man abends noch zusammen, um sich nach Möglichkeit zu sehen und zu sprechen. Es war wunderbarer Mond-

schein, die Linden blühten und dufteten fast betäubend. Auch die Familie Göbel hatte sich in einem der schönen Gartenlokale zusammengefunden. Die Schwester meines Freundes und ich nahmen Gelegenheit, uns aus der Gesellschaft zu drücken und in den wunderbaren Anlagen um den damaligen Bahnhof herum noch eine Stunde zu promenieren, hatten wir uns doch noch so sehr viel zu sagen – wie wir meinten; in Wirklichkeit haben wir nicht sehr viel geredet. Das hatten wir auch gar nicht notwendig, denn es ging so auch. Der Schluß war jedoch, daß wir uns wirklich und wahrhaftig verlobten, das heißt nur unter uns, und nur die Mutter hat davon am selben Abend noch erfahren. Von da ab waren wir noch fast vier Jahre verlobt bis zur Verheiratung; die kam noch früh genug, denn ich war ja gerade erst einundzwanzig Jahre alt geworden, hatte kaum einen Anflug von Schnurrbärtchen und einige schüchterne Härchen am Kinn.

Dann kam der Tag des Ausmarsches. Der Bruder meiner jungen Braut war ein Jahr älter als ich und hatte ebenfalls Marschbefehl. Abschied hatten wir im Hause genommen und hielten es für das beste, wenn kein Mensch von den Unsrigen mit nach dem großen Exerzierplatz ginge, um den Abschied zu verlängern. Am 19. Juli 1870 war die Kriegserklärung überreicht wor-

den, am 26. Juli stand die 25. hessische Division zusammengezogen auf dem Exerzierplatz in Darmstadt marschbereit, um ins Feld zu ziehen. Der Himmel blaute hoch über uns, die Stadt selbst war wie ausgestorben, denn kaum eine Familie war, die nicht ein Mitglied gegen den Feind ziehen sah. Wer in der Stadt irgendwie abkömmlich, war zum Sammelplatze gezogen, um einem lieben Angehörigen oder Freunde noch einmal — vielleicht zum letzten Male — die Hand zu drücken. Eine ernste Stimmung herrschte überall, kaum ein fröhliches Wort hörte man. Und mitten hinein zwischen das Händedrücken und Abschiednehmen ein fremder Ton: Hornsignale — das Läuten der Sturmglocke und aufsteigender mächtiger Qualm! Dann hin und wieder Feuerschein trotz des hellen Sonnenlichtes: die Gasanstalt brannte, die gefüllten Gasometer waren bedroht und damit die ganze Stadt in höchster Gefahr. Da war kaum einer, dem sich nicht das Herz in Sorge zusammenkrampfte.

Doch auch das ging vorüber, der Ausmarsch erfolgte, und auch bald schwand die trübe Stimmung. In Weinheim und den Städten und Orten am Rhein, wo der Marsch uns durchführte, waren Verpflegungsstationen eingerichtet. Große Bütten mit angehängten Trinkgeräten standen mit Wein gefüllt zu jedermanns Verfügung; dann wieder auf langen Tafeln belegte Brötchen, Fleisch-

brühe, Kaffee und anderes mehr. Da ließ man sich nicht lange nötigen und langte zu, und geschmeckt hat's dann auch ordentlich.

In verschiedenen Etappen mit einigen Ruhetagen war es durch die Pfalz gegangen, denn die zum Teil des Marschierens Ungewohnten mußten erst noch trainiert werden für die gewaltigen Anstrengungen, die noch folgen sollten. Es sind nämlich – wenigstens in jenem Feldzuge – nicht die schwersten Tage gewesen diejenigen, an denen gekämpft wurde, sondern es waren die Marschtage und die Marschnächte, die den Mann oft bis an die Grenze der Erschöpfung brachten.

Der elfte August brachte die fast noch geschlossene Division in das von den Franzosen ganz nutzlos zerschossene Sankt Johann-Saarbrücken, das ein kleines Häuflein Infanterie und Dragoner gegen eine französische Übermacht gehalten hatte. Die paar Dragoner haben auf vielen Patrouillenritten den Feind beunruhigt und genarrt. Unermüdlich schwärmten sie zwischen den feindlichen und unseren Linien herum, bis das Gros zur Stelle war. Bald setzten sie statt ihrer Tschapka Infanteriehelme auf, bald ritten sie in Drillichjacken mit den blanken Helmen der Feuerwehr und täuschten die unmöglichsten Waffengattungen vor.

Wir rückten von Neunkirchen her ein. Es war schon gegen Abend, ein vorheriges Quartiermachen war ausge-

schlossen. Die Kompanien marschierten durch die Straßen, und nur nach Gutdünken, nach einfachem Austarieren der Größe der Häuser schickten die Offiziere die Leute gruppenweise hinein. So kam es, daß einzelne Häuser mit mehreren Eingängen von drei Seiten aus besetzt wurden. Da war beispielsweise die große Brauerei von Saint George, in deren Hofe die Kameraden eines Zuges sich wieder zusammenfanden. Der Besitzer wußte erst nicht recht, wie er die vielen Leute unterbringen sollte; aber schließlich sagte er: Nur immer rein; ich will lieber euch füttern als die Franzosen, die uns die halbe Stadt zerschossen haben. Er ließ sofort einen großen Kessel füllen, der alsbald mit Graupen und einem sehr annehmbaren Lappen Fleisch brodelte. Die Viktualien waren „gefaßt" worden; „Das Bier stelle ich!" sagte der Inhaber. Das Versprechen hat er ehrlich gehalten, und wir mußten uns kräftig bemühen, um nach dieser Richtung hin allen „Anforderungen" gerecht zu werden.

Unsere erste Aufgabe jenseits der Grenze war eine denkbar traurige. Die Schlacht an den Spicherer Bergen hatte gerade stattgefunden, und die Toten, die erst mehrere Tage im Gewitterregen, dann im glühenden Sonnenschein auf dem Felde gelegen hatten, mußten wir beerdigen, lauter Düsseldorfer und Kölner Jungens, die den ersten Stoß der Übermacht aufgehalten hatten. Es war der erste Vor-

geschmack des Jammers, der sich ach! noch so oft wiederholen sollte. Es war eine schwere Aufgabe, in dem steinigen Boden auf den Bergen Massengräber herzustellen, und eine traurige Arbeit, der viele kaum gewachsen waren. Aber das eiserne Muß überwindet auch solche Schwierigkeiten.

Wir konnten uns nicht genug wundern, wie es nur überhaupt möglich war, solche Höhen zu stürmen und Sieger zu bleiben. Die ganze Vorderkante des Höhenzuges war durch einen mit Schießlöchern versehenen Wall aus zusammengetragenen Steinen zu einer scheinbar uneinnehmbaren Festung gemacht worden. Die Franzosen hatten die Patronen in ganzen Körben neben sich stehen und brauchten keine Munitionskolonnen heranzuführen. Wie die Katzen sind damals die Unsren in dem zerklüfteten Gestein hinaufgeklettert und haben von der Seite her in die Reihen der Franzosen geschossen. Diese hatten gerade ihre neue Waffe, die Chassepots, erhalten, konnten aber mit dieser sonst sehr guten Waffe gar nicht hantieren. Die Gewehre hatten als die ersten damals Schiebervisiere, die sie auf kurze Entfernungen auch stehen ließen und da meistens hoch über das Ziel hinausschossen. Das hat manchem der Unsren das Leben gerettet. Als dann noch, im Rücken der Franzosen, von diesen ungeahnt und unerwartet, einige deutsche Geschütze montiert waren

und von rückwärts in ihre Reihen hineinfeuerten, war der Tag so ziemlich entschieden, der als ein Sieg des Feindes vorbereitet worden war. Hatte doch der kleine „Lulu", der kaiserliche Prinz, die erste Kanone auf Saarbrücken abgeschossen. Also auch damals bereits: »Théâtre français«, aber das Publikum kam nicht dazu, zu applaudieren. Als die ersten Granaten in die französischen Reihen hineinflogen, soll ein französischer Offizier gesagt haben: »C'est une oeuvre du diable.« In Wirklichkeit hatten unsere Artilleristen ihre Knallbüchsen von der Lafette abmontiert, da die Pferde nicht den steilen Berg hinauf konnten, hatten die Rohre an die Leinen genommen und diese sowie die Lafetten hinaufgeschleift, ohne daß es auch nur einer bemerkt hätte. Zusammengesetzt waren die Geschütze dann rasch, dabei die Franzosen nicht imstande, ihre eigenen eingebauten Kanonen gegen uns zu benutzen.
Der Marsch durch Forbach belohnte uns für unsere Totengräberarbeit; die Magazine lagen da voll von Körben mit hartgesottenen Eiern, Speck, Schinken, Wurst und den damals bei uns noch unbekannten Feldzwiebacken. Wir durften uns nach Belieben damit versorgen; leider waren die Tornister doch ein sehr knapp bemessenes Transportmittel für solche Mengen. Wir mußten mehr zurücklassen, als wir wollten. In Gorze hörten wir den ersten Kanonendonner, und über dem Bergrücken, in der Rich-

tung nach Rezonville zu, sahen wir die kleinen blauen Wölkchen der fliegenden Geschosse.

Der Einzug in Gorze geschah in größter Eile; der Befehl zum Vorrücken war gekommen, und wir mußten so rasch als möglich voran, wenn auch oft genug gehindert von den Wagenzügen mit Verwundeten, vorrückender Artillerie und Kavallerie, der wir Infanteristen stets Platz machen mußten.

Der Eingang nach Gorze war ein widerwärtiger Anblick: Am ersten Gartenzaune hingen fünf Gehängte, drei Männer und zwei Weiber; sie hatten Verwundete auf dem Schlachtfelde ermordet und beraubt. Dabei sind sie ertappt und auf der Stelle abgeurteilt worden, im kürzesten Prozeßwege. Leider haben wir das gleiche noch öfter erlebt.

Vor Gorze sollten wir abkochen; kaum brannten die Feuer und die Feldkessel fingen an zu brodeln, als der Befehl zum sofortigen Vormarsch kam. Also: die Bouillon ins Gras geschüttet und das halbgare Fleisch in den Brotbeutel. Seit vier Uhr morgens waren wir auf dem Marsch mit kurzen Ruhepausen, und jetzt war es drei Uhr. Unaufhaltsam ging es weiter in der Richtung nach Gravelotte zu; fortwährend kam der Ruf: Aufschließen, aufschließen! Denn die Müdigkeit machte sich bei allen mehr oder weniger geltend. Wir waren doch schon elf Stunden auf den Beinen. Bei Gravelotte standen wir dann in der Nähe

des Bois des Genivaux; wir sahen zunächst keinen Feind, verloren aber den ersten Toten, wahrscheinlich durch eine versprengte Kugel. Es war unser Kompanie-Spaßmacher, ein immer fideles Haus, dem der Humor nie ausging; er hatte den Spitznamen „Das Klabusterchen". Mit Vorliebe genehmigte er sich einen Schluck aus der Schnapsflasche mit dem Ausdruck: Wollen wir noch ein Klabusterchen nehmen? — Nun war unser Klabusterchen dahin, eine Kugel war ihm durch die Stirne ins Gehirn gedrungen, und lautlos war er zusammengebrochen.

Nachher standen wir in Reserve hinter preußischer Artillerie, die in der Richtung nach der Metzer Chaussee aufgefahren war. Sie schoß die auf der gegenüberliegenden Höhe stehende Brauerei, um die so viel gekämpft wurde, in Brand, und dann auch in das Tal vor uns hinein, wo im dichten Pulverdampfe Freund und Feind miteinander rangen. Nur wenn ein Windstoß den Qualm auseinandertrieb, sah man etwas vom Kampfe und die in langen Kompaniefronten gegeneinander kämpfenden Reihen, hin und wieder das Aufblitzen des Salvenfeuers. Man hörte auch die Signale der Unsren zum Avancieren und zum Angriff, sonst aber nur den ohrenbetäubenden Lärm der Geschütze und das kaffeemühlenartige Rasseln der Mitrailleusen, bei dem übrigens der Lärm mehr ausmachte als die Wirkung selbst.

Ein Bauerngut, etwas seitwärts von uns, liegt voll Verwundeter, schwer Verwundeter. Ein Mann hat die Hände in einer Bütte mit Wasser liegen und jammert vor Schmerzen. Eine Granate ist kurz vor ihm geplatzt, ihn selbst hat kein Sprengstück getroffen, aber der Luftdruck hat alle Fleischteile der Hände weggerissen, nur Knochen, Sehnen und ein undefinierbarer Fleischbrei sind außerhalb der Uniform übriggeblieben. Das Gesicht hatte er wohl mit den Armen geschützt; es war unverletzt. Am nächsten Tage hat man ihm beide Hände abgenommen. Sehr viele Kopfverletzungen und Lungenschüsse waren damals zu verzeichnen. Sie waren bei dem größeren Kaliber der Geschosse viel gefährlicher als im neuesten Feldzuge.

Es kam die Reihe auch an uns zum Vorgehen. „Schützenzug! Schwär–r–men!" Unsere Schützen flogen voran und auf den Boden. Gewaltiges Feuern des Gegners erfolgt: unsere Schützen liegen unbeweglich; wir nehmen an, daß sie bereits tot sind. „Angriff in Kompanie-Front-Kolonne!" Also immer hinein in Pulverdampf und Qualm! Rechts und links, vor uns und hinter uns stürzt einer oder bäumt sich im Todeskampfe: „Vorwärts! Zur Attacke, Gewehr rechts." Nun geht's unter Trommelschlag vorwärts. Doch da springen unsere ausgeschwärmten Schützen auf und laufen wieder mit. Es war keiner ge-

fallen: Geschlafen hatten sie mitten im feindlichen Gewehr- und Granatfeuer!

„Fällt das Gewehr! Marsch, marsch!" Der Gegner wich rasch zurück. Dann noch drei Salven und anschließendes Schnellfeuer. An dieser Stelle war der versuchte Durchbruch verlustreich abgeschlagen.

Die schwerste Stelle war der Übergang durch eine Lücke eines noch im Bau befindlichen Eisenbahndammes gewesen. Durch diese Lücke quollen die Kompanien des ersten hessischen Garderegiments hindurch. Aber auch gerade hierher konzentrierte sich das Feuer der feindlichen Batterien von Sankt Privat. Doch Kompanie auf Kompanie folgte, und bald waren alle Bataillone im Kampf. Dicht neben dem Einschnitte lagen zwei umgestürzte Materialwagen noch auf den Schienen. Auf dem einen saß hoch oben auf der hochstehenden Ecke der Einjährige Schmitt, der Sohn eines Darmstädter Rechtsanwaltes. Er war sonst kein besonders guter Soldat, aber hier war er es, ein Held. Er schoß und lud, und lud und schoß. Man rief ihm zu, herunterzugehen in Deckung: er wich und wankte nicht. Mit sieben Kugeln im Leibe haben wir ihn später begraben.

Wir stehen wieder etwas seitwärts mit Gewehr ab, einzelne liegen schon wieder auf der Erde. Da, von seitwärts aus dem Gehölz bricht unvermutet eine Abteilung feind-

liche Kavallerie hervor. Der Feldwebel bemerkt es gerade noch; der kleine dicke Kerl mit mächtigem Schnauzbart — Wetterhahn hieß er — wollte sich gerade eine Pfeife stopfen und ruft jetzt: „Herr Hauptmann! Kavallerie!" Kaltblütig kommandiert der: „Ganzes Bataillon kehrt! Zum Feuer in vier Gliedern fertig! Legt an, Feuer, geladen!" und nochmals geladen und gefeuert und dann „Schnellfeuer!" Auf fünfzig Schritt war die Kavallerie herangekommen. An ihrer Stelle wälzt sich ein wirrer Knäuel von Menschen, Pferden, Blut und Staub. Was nicht gefallen, hinkt flüchtend in das Gehölz zurück, um später gefangen zu werden.

Dann zum Sturm auf die Straße nach Sankt Privat. Oben an der Straße steht eine Brauerei, jedes Fenster ein Höllenschlund, die Mauer mit unzähligen kleinen Öffnungen kreneliert, aus denen dauernd Blitz und Verderben speit. Wie wird die zu stürmen sein? — — Doch plötzlich hinter uns: Bum — Bum — Bum —. Die hessische Artillerie sendet ihre Granaten hinein; gleich die erste krepiert im ersten Stock, Mauerteile fliegen nach außen — innen ist wohl die Decke eingestürzt — die Fenster werden leer, und nur Staub und Qualm dringen heraus. Nun stürzen auch die Mauern der Umfassung, und durch die Bresche stürzen die Unsren nach, die fünfte Kompanie voran, die anderen nach, gleichviel aus welcher Kom-

panie — nur vorwärts. Leutnant Leist stürzt getroffen, der kleine Soldan, immer noch den Kneifer auf der Nase, tritt an seine Stelle und ist allen voran in der Brasserie.
Da endlich ist das gewaltige Gebäude genommen, und auf dem Felde dahinter sammelt sich der Rest der Kompanien. Einzelne haben den fünften Teil der Leute verloren, aber die noch da, begrüßen sich wie Familienglieder; mein Turnbruder und zukünftiger Schwager hatte bei der Fünften mit gestürmt. Eine Kugel war ihm durch eine Falte am Ärmel der Uniform gegangen, eine andere auf den dritten Knopf von oben aufgeprallt. Es hat nur einen blauen Fleck auf der Brust gegeben.
Doch jetzt rasselt es von hinten wie ein Sturmwind heran; Ulanen und Kürassiere; die Brigade Bredow jagt vor auf der Chaussee nach Rézonville zum Todesritt. Lauter prächtige, schmucke Gestalten. Kaum eine halbe Stunde später sahen wir die Trümmer davon aus dem Gefecht kommen, gebrochen, verstümmelt und mit Staub bedeckt, wenige unverwundet, ein Anblick, der manchem die Tränen in die Augen drückte.
Schon leuchtet die brennende Brauerei in die Nacht hinein und über die Gruppen der zum größten Teile auf dem Boden schlafend Dahingestreckten. Es ist nichts mehr durch Mark und Bein gehend, als nach den Kämpfen des Tages nach der Schlacht das Signal zum Sammeln.

Alles läuft zusammen und sucht seinen Truppenteil, auch die Pferde ohne Reiter, zum Teil angeschossen, oft sich auf drei Beinen schleppend: alles strebt den Signalbläsern zu. Wie viele werden es noch sein? — —
Weiter hin, seitwärts hatten die Sachsen gekämpft, lauter kleine Leute, die wie die Katzen an dem Bergabhange zur Chaussee hinaufgeklommen und unter schweren Opfern gegen eine Übermacht gekämpft hatten. Die ganze Ortschaft Sainte Marie aux Chênes lag dicht voll Verwundeter und Sterbender. Soll ich erzählen von den schweren Verwundungen? Harte, grausame Bilder sind es, die sich da in unabsehbaren Mengen dem Auge aufdrängten. Widerwillig wird der Mensch dabei gefühllos, aber er bleibt doch hilfsbereit bis zur eigenen Erschöpfung, die dann allerdings jedes andere Gefühl ertötet. Unsere Kompanie war an der Stelle, wo sie zuletzt gestanden, in der Nähe eines Gehöftes, das mit Verwundeten gefüllt war, niedergesunken im wahren Sinne des Wortes. Eine ganze Gruppe hatte es sich auf einem großen Misthaufen, der mit Stroh bedeckt war, auch recht hübsch weich, bequem gemacht. Als wir am anderen Morgen antraten, hörten wir, daß die Franzosen noch einen Ausfall mit Mitrailleusen gemacht hätten. Das hatten wir prompt verschlafen; es war aber auch ohne uns gegangen.

In der nächsten Nacht hatten wir eine eilige Meldung an den Divisionär zu überbringen, den Prinzen Ludwig von Hessen; wir waren zu vier Mann und mußten quer über das Schlachtfeld, immer nur der Richtung nach. Es war zwei Uhr, als wir gemeldet wurden und unseren Auftrag erfüllten. Wir erhielten jeder einen Becher Rotwein und einige Zwiebäcke. „Mehr hab' ich selber nicht", sagte der Prinz, dann entließ er uns und meinte, wir müßten nun sehen, wo und wie wir unterkämen, vielleicht im nächsten Hause, aber es liege alles voll Verwundeter. Wir tappten uns im Finstern auch von hinten an die Häuserreihe heran und suchten nach einer Türe, es war stockfinster. Ich als der Vorderste tappte am ersten, und zwar in irgend etwas Kaltes, Weiches. Beim Scheine eines Streichholzes stellte sich heraus, daß da wieder einmal ein Weib aufgehängt war; ich hatte ihr mitten ins Gesicht gegriffen! — —

Als wir endlich einen Weg um die Häuser herum und auf die Straße gefunden hatten, fand sich auch unschwer der Eingang in ein Haus. Alle Räume waren mit verwundeten Sachsen belegt, wie man sie eben vom Schlachtfelde hereingeholt hatte, und alle waren Schwerverwundete. Wer sich allein hatte wegschleppen können, der hatte es auch getan. Wir begehrten aber nur ein Plätzchen, um während des Restes der Nacht noch etwas zu ruhen.

Aber auch das war fast nicht zu erlangen. Ein Frankfurter freiwilliger Sanitäter war für die Menge der Leute allein da, selbst übermüdet von anstrengender Arbeit. Er meinte, wir sollten nur kurze Zeit warten, es gäbe schon bald Platz. Er hatte recht; schon nach wenigen Minuten schlossen einige die Augen für immer, sie hatten den letzten Kampf gekämpft, aber der Tod hatte sie besiegt.

So sahen wir alle Augenblicke, wie sich einer und der andere reckte und streckte; sie waren hinübergegangen. Wir trugen die Toten in den Garten und legten sie zu den anderen. An ihre Stelle und mit ihrem Mantel zugedeckt legten wir uns an das noch warme Plätzchen: der Tod hatte alle Schrecken für uns verloren, der reine, kaltblütige Erhaltungstrieb war an seine Stelle getreten. Selbst das Bewußtsein, daß wir eine schwere Schlacht gewonnen hatten, wirkte erst am anderen Tage nach.

Nun kamen Tage der — sogenannten — Ruhe, das heißt, was der Soldat — richtiger gesagt — was seine Vorgesetzten als Ruhe bezeichnen. In Wirklichkeit ist es Zeit der größten Unruhe gewesen. Ein Appell folgte dem anderen, und es hatte den Anschein, als sollte aus den schon etwas angebrauchten Waffenröcken eine Paradegarnitur gemacht werden. Die Gewehre sollten in ein musterhaftes, blankes Aussehen gebracht werden, sollten geölt und gefettet werden. Ja, hätten wir nur Fett für uns selbst gehabt! Die

Gewehre wurden eben mit Sand gefegt, das Fett mußte man sich allerdings dazu denken. Auf jeden Fall wurden wir von morgens bis zur Nacht mehr oder weniger angenehm beschäftigt. Und dann kam das sogenannte nasse Biwak von Rezonville. Gleich in den ersten Tagen nach der Schlacht hatte Regenwetter eingesetzt; es regnete nicht, es goß in Strömen und mit einer Beharrlichkeit, die dem alten Petrus alle Ehre machte. Naß waren wir bis auf die Haut. Wenn wir die in Pyramiden zusammengesetzten Gewehre in die Hand nahmen und die Kammer öffneten, strömte uns das Wasser in einem Strome entgegen; denn an den Bajonetten, die ja damals dauernd aufgesteckt waren, sammelte sich das Wasser und lief in den Lauf hinein, der sehr bald gefüllt war. Es waren ja einmal Mündungsdeckel vorhanden gewesen; wo aber waren die hin? Schon längst war keiner mehr vorhanden. Wer es fertigbrachte, einen Kork aufzutreiben, der verschloß damit sein Schießeisen und hielt den Lauf wenigstens von innen trocken.

Um im Biwak wenigstens nicht im Wasser zu liegen, hatten wir von Reisig und Faschinen Dämme hergestellt, auf denen wir dann lagen. Das Regenwasser floß dann wenigstens durch die Reiser und sammelte sich erst unten an. Zeltbahnen gab es damals noch nicht, sondern wir mußten mit unseren Mänteln auskommen. Als dann

hin und wieder die Sonne einmal durchbrach und etwas Wind einsetzte, wurde schnell alles vom Leibe gezogen und soweit als möglich abgetrocknet. Ganz trocken ist dabei nur der Humor geworden, der uns nicht verloren ging. Zwischendurch war allerdings noch ein schwerer Schlachttag eingetreten, weniger schwer durch die Gefahren der Schlacht, als durch die außergewöhnlichen Anstrengungen. Der in Metz mit seiner Armee eingeschlossene Bazaine machte den Versuch, sich mit dem an der belgischen Grenze stehenden Mac Mahon zu vereinigen und durchzubrechen. Daß etwas Derartiges vorgehen werde, war der deutschen Heeresleitung bekannt geworden, und man war rings um Metz herum in dauernder Aufregung, da man die Stellen des Ausfalles nicht sicher kannte. Unsere, die 25. hessische Division, stand hinter dem linken Flügel der ersten Armee. Am Nachmittage hatten die ungestüm vorbrechenden Franzosen Montoy und Servigny genommen. Bei einem Teile der Franzosen, die durch ein Tal vorstießen, waren die Marburger Jäger im Kampfe. Langsam zogen diese sich vor der bedeutenden Übermacht zurück, dauernd schießend, von Baum zu Baum, und nur durch wohlgezieltes Einzelfeuer allzu rasches Vordringen verhütend. In der Zeit aber hatte auf beiden Seiten des Tales, auf den Höhen, unsere Artillerie Stellung genommen. Als dann genügend fran-

zösische Infanterie herausgequollen war, feuerten die am weitesten nach vorn stehenden Batterien von oben herab in die dicht massierten Franzosen hinein, die offenbar die Artillerie-Stellungen gar nicht bemerkt hatten. Sie wollten nun nach vorn gegen unsere Truppen ausweichen. Da erst begannen die Batterien des anderen Flügels zu feuern, die im Tale vorgedrungenen Franzosen von vorn und von hinten mit tödlicher Sicherheit zusammenschießend. Bald auch erschienen auf den französischen Bajonetten die weißen Tücher. Es war eine schlimme Lage, in die der Feind geraten war. Nach jeder in die Massen, die sich mehr und mehr zusammendrängten, einschlagenden Granate sah man von oben die Wirkung der explodierenden Geschosse: es war grausig. Der größte Teil unserer Regimenter kam nicht in den Kampf, sondern stand in Reserve. Aber wir hatten doch unser Teil in anderer Weise geleistet; von einer Seite der eingeschlossenen Festung waren wir um diese herum und nach der anderen Seite geworfen worden, wiederholt hin und her marschierend. Wo gerade die Möglichkeit eines Ausfalls vorlag, da mußten wir hin, fortwährend auf dem Marsche. Und dazu ein Regen in Strömen. Der Tag hieß deshalb bei unserer Division nur die Schlacht von „Naßville"; und naß waren wir in der Tat auch wirklich geworden.

Und dann folgte der Tag des 2. September, die Schlacht

von Sedan. Wir waren ja nicht beteiligt, sondern weitab davon, und nur den Abtransport der Gefangenen haben wir dann einige Tage später gesehen. Endlose Züge marschierender Truppen zogen an unseren Lagern vorüber und wollten gar kein Ende nehmen, alle recht mutlos, aber sonst in guter Verfassung. Wir haben heute Gelegenheit, über den Wechsel der Zeiten und des Kriegsglückes Reflexionen anzustellen.

Aber auch der Regen ließ nach. Die Division wurde zunächst in der Umgegend von Ars an der Mosel untergebracht, ein Teil davon auch in Ancy an der Mosel. Gegenüber lag auf der anderen Moselseite Jouy. Sowohl bei diesem Dorfe als auf der anderen Seite waren die mächtigen Reste einer alten römischen Wasserleitung. In Jouy passierte ein tragikomisches Stückchen, über das wir noch lange gelacht haben. Erschallte da in einer Nacht andauerndes Getrommel. Das war ja allerdings nicht unsere Art des Alarms, doch lief alles auf die Straße, um nach dem Urheber zu sehen. Da sah man denn den Ortsdiener mit blauem Spitzfrack mit roten Aufschlägen und der alten Soldatenmütze. Der trommelte trotz alles Einsprechens auf ihn und trotzdem sich mehr und mehr von den Unseren um ihn sammelten. Man wollte ihm die Trommel abnehmen, aber er welschte in seinem Patois unverständliche Worte, die wie ein Wasserfall aus seinem

Munde quollen. Schließlich faßten ihn einige und verprügelten ihn, was allerdings dem Trommeln ein Ende machte. Die Sache entpuppte sich aber dann in der Weise, daß dem Maire die Mitteilung gemacht worden war, es müßten noch für neu ankommende Truppen Quartiere beschafft werden. Das hatte nun der gute Mann in ortsüblicher Weise bekanntgemacht. Da hatten denn unsere Leute nachträglich ein gewaltiges Mitleid, zogen mit dem braven Trommler in die Kneipe und wichen nicht eher, als bis nicht allein der Trommler, sondern auch sie selbst nicht mehr ganz sicher auf den Beinen waren, und Arm in Arm mit dem unfreiwilligen Attentäter zogen sie nach den Quartieren.

Oberhalb des Ortes Ancy zogen sich die Weinberge parallel zur Straße nach Ars hin. Dort lag unser Hauptquartier, und einer von uns mußte an jedem Tage die Befehle holen. Wenn er dann abends zurückkam, wurde oft genug aus den Weinbergen auf ihn gefeuert. Wir halfen uns zwar so, daß wir, schon ehe wir in den Bereich des Wachtfeuers unserer Feldwache kamen, in den Straßengraben stiegen und darin bis zur anderen Seite der Feldwache gingen. Es wurde aber doch Befehl gegeben, an jedem Tage mit Patrouillen die Weinberge abzusuchen. Da hörte die Schießerei bald auf, aber es waren doch immer noch französische Patrouillen in den Bergen,

die über Jussy und durch das Bois de Vaux sich durch-geschlichen hatten. Es waren dort schon vorher von den Franzosen Bäume umgelegt und dichte Verhaue gemacht worden, durch die nur ein ganz genau Orientierter hin-durch konnte.

Dieses Patrouillieren war keine unangenehme Sache; durch die Weinberge, die auch noch voller Beeren hingen, über uns der blaue Himmel: das war angenehmer als im Orte einen Appell nach dem anderen mitmachen. Ich meldete mich so oft als möglich dazu. Eines schönen Nachmittags sahen wir schon von weitem unter einem großen Baume Franzosen. Wir bemühten uns heran-zuschleichen, aber sie hatten uns doch schon bemerkt und winkten eifrig. Sie hatten die Gewehre zusammengesetzt und waren offenbar gar nicht in Kampfstimmung. Das deckte sich also etwa auch mit unserer Ansicht von der Lage. Wir kamen uns also bald näher, und sie boten uns Zi-garren und Tabak, baten aber um Zeitungen, da sie nur ihre eigenen Zeitungen, die in Metz gedruckt wurden, hat-ten. Wir waren also sehr bald auf friedlichem Wege einig geworden, unter ihnen waren genug Deutsch-, bei uns Französischsprechende, und wir saßen dann noch unter dem Baume und unterhielten uns. Wir zogen dann, mit Zigarren und französischen Zeitungen reichlich ver-sehen, wieder ab, nachdem wir vereinbart hatten, jeden

Tag an derselben Stelle zu gleichem Tauschgeschäft zusammenzukommen. Unsere mitgebrachten französischen Zeitungen machten nun bei allen Offizieren die Runde, und dieselben Leute gingen an den nächsten Tagen wieder zur vereinbarten Stelle.

Ich lag bei einem alten Bauern in Quartier, der gewaltig unter der schweren Hand seiner Wirtschafterin zu leiden hatte. Die wollte mir nicht sehr wohl; aber mit dem alten Rumé selbst habe ich mich gut gestanden, und wir haben noch nach dem Kriege Briefe gewechselt, bis die dann plötzlich ausblieben; er wird wohl gestorben sein.

Im Bataillon war damals reichlich Unzufriedenheit; wir hatten mehr Dienst als im Frieden, mußten das beliebte „Detailexerzieren" einschließlich des noch beliebteren „Griffekloppens" üben. Zum Überflusse wurden dann noch Scheiben angefertigt und nach der Scheibe geschossen. Als ob man nicht gerade genug nach Ziel geschossen hätte. Später haben wir Verständigeren allerdings eingesehen, wie notwendig doch das war; was hätten die braven „Landser" wohl alles angestellt, wenn sie ihre Zeit nicht durch diese immerhin nützliche Beschäftigung hätten ausfüllen müssen. Es gab trotzdem noch genug Gelegenheit zur Ausführung loser Streiche.

Unser Bataillons-Kommandeur hatte den Spitznamen „Penks". Sonst hieß er Röder v. Diersburg und war

ein sogenannter „strammer Held", es war also nicht gerade mit ihm zu spaßen. Der hatte die Gewohnheit, beim Exerzieren im Bataillon, wenn in langer Front vorbeimarschiert wurde, die die Richtpunkte markierenden Unteroffiziere, die vor der Front herauszuspringen und sich entsprechend aufzustellen hatten, nicht mit dem damals noch üblichen „Points vor" — sondern in seiner Art mit „Penks vor" zu kommandieren. Das geschah in einer so drolligen Art der Aussprache, daß man ihm den Namen für die Dauer seines Lebens anhing.

Den Marsch nach Orléans habe ich nur im ersten Teile mitgemacht; ich war typhuskrank geworden und kam nach Darmstadt ins Lazarett. Ich muß wohl sehr krank gewesen sein, denn man hatte mich schon aufgegeben. Tagelang soll ich ohne Bewußtsein gewesen sein. Als ich dann einmal leidlich klar und der Arzt bei mir war, habe ich gebettelt, man möchte mich doch baden lassen. Er wollte nicht dran; der Assistenzarzt sagte aber, es wäre doch einerlei, zu verderben wäre nichts mehr. So wurde denn eine Badewanne vor das Bett gefahren und ich hineingehoben. Als ich wieder heraus und ins Bett kam, bin ich eingeschlafen und habe so zwei Tage gelegen; nur hin und wieder wurde nachgeprüft, ob ich noch am Leben sei. Als ich dann aufwachte, habe ich über Hunger geklagt, und zum Erstaunen der Ärzte ging es mit Riesenschritten

aufwärts. Als besonderes Pflaster wurde mir auch in der Zeit das hessische Ludwigkreuz überreicht. Jedenfalls war ich sehr rasch wieder auf den Beinen, wurde von meiner späteren Schwiegermutter, ihrer Tochter und meinem alten Meister Pfersdorf gehegt und gepflegt. Es ging mir also sehr gut damals. Inzwischen kam die Kapitulation von Metz, und die Hessen wären fast nach Paris gekommen. Jedenfalls ging es dem Ende zu, trotzdem die Belagerung von Paris und die Kommuneaufstände dort einen endgültigen Frieden noch eine Weile hintangehalten haben. Ich selbst war nach der Entlassung aus Lazarett und Militärdienst bei meinem alten Meister und Freunde Pfersdorf wieder an meine frühere Stelle eingerückt, und so wie vorher bewältigte ich das tägliche Pensum des Beschneidens der hessischen Stempelpapiere, das heißt es mußten jeden Tag vierzig Ries oder achtzig Päckte beschnitten, wohlgemerkt, mit dem Hobel beschnitten werden, denn eine Maschine war noch nicht vorhanden. Der alte Herr selbst richtete alles am vorhergehenden Tage ein, strich die Lagen scharf nieder, zählte genau ab und legte die Päckte auf Schemeln verschränkt und gut geradegestoßen zurecht, so daß man nur zuzugreifen und die Päckte abzuheben hatte. Ebenso machte er eine ganze Reihe von Zungen scharf, zog sie sauber ab, schärfte auch während der Arbeit nach, was etwa

schon stumpf geworden war. Nach dem Beschneiden packte er auch wieder das Papier ein. Es hat immerhin einige Zeit gedauert, bis ich es soweit gebracht hatte, das tägliche Quantum zu bewältigen. Es hat es auch kein anderer nach mir fertiggebracht, und nur nachdem auch der Sohn aus dem Felde zurückgekommen war, konnten wir abwechseln.

Aber gut hatte ich es daneben, und ich bin gepflegt worden wie im Elternhause. Das war auch gut, denn ich hatte als Folgeerscheinung der schweren Krankheit ein Magenleiden mit aus dem Felde gebracht, das ich erst nach fünfundzwanzigjähriger strenger Diät vollständig überwunden habe. Heute allerdings sind gerade Magen, Herz und Lunge bei mir in bester Verfassung und halten selbst schwere Belastungsproben aus. Diese Zeit war auch sonst für mich mit die schönste, im wahren Sinne des Wortes liebenswürdigste jener Lebensperiode; war ich doch, wenn auch noch nicht öffentlich, so doch im engsten Familienkreise verlobt. Da hatte ich besonders auch im Zusammenleben mit der hochgebildeten Schwiegermutter, die eine Cousine der Birch-Pfeiffer war, und meiner späteren Frau eine Fülle geistiger Anregung. Meinen Schwiegervater habe ich nie gekannt; er war bereits Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gestorben, wohl infolge von schweren Erkältungen, die er sich wäh-

rend der Mobilmachungen zum Badischen Feldzuge zugezogen hatte.

Vater Pfersdorf war auch für die Herstellung von sogenannten Cachets eingerichtet. Sein Vater war ebenfalls Buchbinder und zugleich Requisiteur des Hoftheaters gewesen. Da mußte für den Theaterbetrieb sehr viel aus Pappe angefertigt werden. Der eine seiner beiden Söhne – Vater Pfersdorf hatte noch einen etwas jüngeren Bruder – hatte den Posten am Theater vom Vater übernommen, und „mein" Pfersdorf mußte da oft genug helfend mit einspringen. So kam ich, sehr meinen Wünschen entsprechend, oft genug dazu, auch an solchen Gegenständen mitzuhelfen, ja in späterer Zeit sie überhaupt allein zu fertigen. Die Technik lernte ich bei Pfersdorf, aber die richtige Theorie, die geometrischen Abwicklungen, das verstand ich besser. Da ich außerdem auch noch mit dem Modellieren umzugehen und vom Modellierten Abgußformen zur weiteren Vervielfältigung zu machen verstand, war die Arbeit für mich besonders anregend. Ganze Körbe voll von Orangen, Rüben, Obst und so weiter mußten wir zur Ausstattung von Marktszenen anfertigen. Brote, Kuchen, Torten und kleines Gebäck wurde in Mengen angefertigt, daneben Helme und Waffen aller Zeitrichtungen. Auch unser Papiermaché machten wir selbst, aus Leim, Kreide und Leinöl, dem oft auch noch Asche zuge-

setzt wurde. Wir haben kaschierte Helme gemacht, mit Kreidegrund und Leim dick gestrichen, dann abgeschliffen, so daß alle Unebenheiten ausgeglichen waren. Nach dem Trocknen wurden sie dann mit einer Mischung von Graphit und billiger Silberbronze gestrichen, nachdem sie einen ganz dünnen Lacküberzug – Terpentinlack – erhalten hatten. War das auch getrocknet, wurde das Ganze mit einer weichen Bürste behandelt, wie Stiefel beim Wichsen. Dadurch kam eine eigenartige, etwas silberige Tönung heraus, so daß die Stücke von Eisenarbeiten nicht zu unterscheiden waren. Einzelne Helme wurden auch mit rotem Bolus grundiert und mit Gelatine Schlagmetall aufgetragen, nach dem Trocknen mit dem Zahn geglättet; die Stücke sahen täuschend wie Metall aus. Diese Sachen mußten alle nach Zeichnung gearbeitet werden, und ich hatte da reichlich Gelegenheit, solche Stücke nach Originalen zu zeichnen, die aus dem Museum des Schlosses herbeigeschafft wurden. Es wird heute kaum noch eine Werkstatt bestehen, wo so vieles und so vielseitiges gefertigt wird, wie dies beim alten Pfersdorf der Fall war. Die Werkstatt ging an den älteren Sohn über, der aber auch bereits seit Jahren verstorben ist. Mit dem alten Manne sind viele Handwerkstechniken zu Grabe gegangen, da der Sohn mehr Gewicht auf das einträglichere Ladengeschäft gelegt hatte, sich auch mit dem Technischen wenig befaßte.

Der Schwager Pfersdorfs war der damals recht bekannte Hofbuchbinder Deufel, der ein ebenso tüchtiger Handvergolder wie schrullenhafter Mensch war. Pfersdorfs Kundenkreis waren im wesentlichen die Prinzen des Großherzoglichen Hauses, die fast alle vornehm ausgestattete Bibliotheken unterhielten und auch dauernd Neuanschaffungen machten. Damals gingen die Bucheinbände noch durch die Hände der zuständigen Buchbinder, was ja heute nicht mehr durchgängig der Fall ist.
Um auch noch weitere Kenntnis der Lederwaren zu haben, bin ich im Herbste des Jahres 1873 in Offenbach bei der Firma Koch als Portefeuiller eingetreten und habe die verschiedenen Branchen kennengelernt, was gerade bei der Firma sehr wohl möglich war, da dort alles gemacht wurde: Weiche Arbeiten, geschlossene Arbeiten und Holzarbeiten, Bügelarbeiten, Stepptäschchen, Taschen und Körbchen. Die Bezeichnungen dürften nicht überall geläufig sein; weiche Arbeiten sind Portefeuilles und Mappen, die in keiner Weise gesteift sind, zum Teil sogar schon damals mit Watte gepolstert wurden. Geschlossene Arbeiten wurden über Holzformen geklebt, „kaschiert". Dieses Kaschieren erforderte besondere Kniffe, wenn es auch nicht gerade ein Kunststück war. Im allgemeinen wurden die Formen im ganzen über das „Klotz" geklebt und dann an entsprechender Stelle mit dem Messer aufgeschnitten,

um nachher erst überzogen zu werden. Es wurde einesteils viel Kalbleder verarbeitet, aber auch ganz geringe Spaltleder, die nach dem Schärfen mit dünnem Löschpapier aufgefüttert, dann aber in den verschiedensten Körnungen gepreßt wurden. Wir haben sowohl jedes grobkörnige Marokkoleder, wie Schweinsnarben und Juchten imitiert. Vieles wurde auch auf der Kariermaschine behandelt. Neuerdings haben wir ja die Lehre von der notwendigen Echtheit des Materials; aber noch zu keiner Zeit ist wohl auf dem Gebiete der Lederbehandlung so viel minderwertiges Ledermaterial für echtes appretiert worden, als gerade in unserer falschen, fälschenden und gefälschten Zeit. Alles Predigen, Lehren und Demonstrieren scheint vergeblich zu sein; Schein und Hohlheit überall, das ist das Signum unserer Zeit.

Die Holzarbeiten waren, wie der Name sagt, auf Holzkern gearbeitet; es waren besondere Schreiner, die sich mit den Arbeiten befaßten, und es gehörten auch gewisse Fachkenntnisse dazu, solche Arbeiten auszuführen. Die zierlichen kleinen Zigarrentempelchen, die Schränkchen für Parfümerien und Likörgläschen mußten so gearbeitet sein, daß sie nach dem Überziehen sich auch noch leicht öffnen und schließen ließen, das heißt, sie mußten genügend Spielraum für die Einschläge lassen. Für den Lederarbeiter war dann die oft recht schwierig zu lösende Auf-

gabe, das Leder in richtiger Weise auszuarbeiten. Die vielen sich ergebenden Ecken an den kleinen Schlagleisten, die meist vorhandenen Sockel und Profile mußten nach dem Überziehen ebenso zierlich, sauber und genau aussehen wie vorher. Bei den Buchbindern wenig bekannt ist der Gebrauch des Lederarbeiters, die Kalblederarbeiten mit einer dünnen Lösung von Gummitragant zu überfahren, was dem Leder das angenehme, matte und gleichmäßige Aussehen gibt, es auch vor dem Verschmutzen durch Fingergriffe schützt.

Die Bügelarbeiten sind heute sehr zurückgegangen; Portemonnaies und Zigarrentaschen wurden damals zum größten Teil mit Bügeln gemacht. Es gehörte eine besondere Fertigkeit dazu, die „Faltenstücke" schön und gleichmäßig herzustellen. Wir machten uns dazu besondere „Maschinchen". Der Name ist etwas anspruchsvoll und entspricht nicht der sehr einfachen Vorrichtung; es ist nur eine aus Pappe gefeilte Form für den äußeren Teil, um das Leder darumzuziehen. Da es nachher wieder zurückgeschlagen werden muß, wurde ein Ausschnitt, etwas kleiner, darübergelegt, durch den man hindurch die Lederfalte nach außen zog. Damit nun diese Falte genau parallel zum Außenteil geriet, wurden Umrahmungen aus Pappe ausgeschnitten, in die sowohl die erste Form mit dem darumgearbeiteten Leder hineinpaßte,

wie auch die Ausschnittform ihre genaue Lage erhielt. Diese wurde aus Zinkblech geschnitten. Überhaupt ist das Zinkblech für den Lederarbeiter ganz unentbehrlich; er braucht es zum Glattpressen und zum Ausschneiden aller möglichen Hilfsformen.

Als Körbchen bezeichnete man die runden, ovalen, eckigen oder abgestumpften kartonähnlichen Behälter mit Henkeln, die damals die Damen mit Häkeleien oder anderen Handarbeiten in die Konzerte oder Kaffeegesellschaften nahmen, um dort den Hausfrauenfleiß recht offensichtlich zu markieren. Sie enthielten fast immer ein „Instrumentenbrettchen", das heißt, einen eingeklebten und in gleicher Weise wie die Innenausfütterung überzogenen Pappdeckel, auf dem die Instrumente – Schere, Fingerhut, Häkelnadel und anderes mehr – unter aufgesteppte Riemchen eingeschoben waren. Wenn es irgendwie des Raumes wegen möglich war, kam auch ein kleiner geschliffener Spiegel und ein Kämmchen hinzu. Man sollte über solche Geräte der jeweiligen Mode einmal eine Kulturgeschichte schreiben; denn sie sind stets ein Zeichen ihrer Zeit und der Zeitgewohnheiten gewesen.

Nach meiner Tätigkeit bei Koch war ich noch kurze Zeit bei dem alten Lehmann; dort wurden damals nur Kalblederarbeiten bester Art gemacht. Lehmann war, wie die meisten damaligen Portefeuiller, ursprünglich Buchbin-

der gewesen. Es war die Zeit, da sich die Buchbinderei und die Lederarbeit schieden und spezialisierten. Die meisten damaligen Offenbacher Portefeuiller waren aus der Buchbinderei hervorgegangen; Mönch, Knipp, Lehmann und viele andere waren so in das neuere Gewerbe übergetreten und hatten es zu etwas gebracht, weil sie umsichtig und fleißig waren. Fast alle der Genannten arbeiteten selbst dauernd mit.

In den ersten Tagen, da ich bei Lehmann war, stellte er sich hinter mich und sah beim Schärfen zu; „das geht alles viel zu schlafmützig, das muß rascher gehe. Sehe Se mal, wie ich das mache." Er setzte sich auf meinen Schemel, nahm mir das Schärfmesser aus der Hand, und nun schärfte er fix drauflos: Schwupp – Schwupp – Schwupp – da war er aber auch schon durch das Kalblederteil durchgefahren. „Ich glaab', mei Fra het mich gerufe", sprach's, warf Schärfmesser und Leder auf den Tisch und verschwand aus der Werkstatt. Er hat mir seine Art des schnellen Lederschärfens nicht wieder gezeigt in den drei Monaten.

Die Lederarbeiter verdienten damals in der neu aufstrebenden Branche sehr viel Geld, vor allem mehr als die schlecht bezahlten Buchbinder. Am besten wurden die Goldschnittmacher für Photographiealben bezahlt. Das war ein ganz neuer Artikel, durch das Aufblühen der

Porträtphotographie in Aufnahme gekommen. Zuerst hatte man die Leporelloalben und spanischen Wände für den Zweck gefertigt. Dann hatte man Alben gemacht mit geraden Vorderschnitten, aber mit Goldschnitt ringsherum. Später hatte man die Alben nach dem Goldschnittmachen gerundet, so daß der Goldschnitt am Vorderschnitte terrassenförmig abgestuft war. Das hat aber nicht lange angehalten; man lernte es bald, den Vorderschnitt hohl zu vergolden. Dazu wurden die Schnitte mit einer Raspel, darauf mit einer groben Feile rund ausgearbeitet, ehe man die Schabeklinge benützte. In der Zeit lernte man auch erst den Gebrauch des Bolus kennen, den die Buchbinder vorher wenig benützten. Meistens wurden die Schnitte mit Karmin gefärbt, ehe man den Goldschnitt machte, um ihm mehr Feuer zu geben. So führte sich auch jetzt erst das Auftragen mit dem Rähmchen ein. Es ist eigentlich verwunderlich, daß man damals nicht bei dem Rahmenvergolder in die Lehre ging und von ihm die Art des Goldauftragens übernahm, und noch verwunderlicher, daß sich eine Anzahl von Fachleuten in den Zeitschriften unseres Faches aufregte, als ich in den achtziger Jahren das Auftragen mit dem Anschießer empfahl, den die Rahmenvergolder seit einem halben Jahrhundert mit Vorteil gebrauchen. Es ist die beste Art des Auftragens, ist selbst für den Anfänger leicht,

spart Zeit, vor allem aber geht kein Gold verloren, was noch der größte Vorteil sein dürfte. Hohlschnitte trägt man in zwei Hälften auf, erst die eine Langseite bis zur Mitte des Schnittes, dann die andere Seite.
Die damaligen Goldschnittmacher, die immer Buchbinder, waren eine unangenehme Gesellschaft. Meistens waren es schlechte Buchbinder, verdienten aber als Stückarbeiter ungezählte Gelder, weil sie mehr und mehr alle Vorteile und Kniffe der Spezialarbeit herausfanden. Da war es denn üblich geworden, daß sie in der Woche immer erst am Mittwoch anfingen, aber bis zum Samstag doch so viel verdient hatten, daß sie mit der Droschke nach Frankfurt hinüberfuhren und nicht eher wieder zurückkamen, bis wieder Mittwoch war, wenn nicht schon vorher das Geld ein Ende genommen hatte. Aus jener Zeit datiert auch die Legende von der „Buchbinderkrankheit", das heißt, der Lungenschwindsucht bei den Buchbindern. Es war kein Wunder, wenn diese Leute krank wurden. Eine angreifende, auch die Brust anstrengende Arbeit, aber in der Zwischenzeit ein den Körper viel mehr aufreibendes Leben, bei dem das Wirtshausleben noch das unschuldigste war. Das konnte der beste Körper nicht auf die Dauer aushalten, er mußte an Entkräftung zugrunde gehen. Diese Goldschnittmacher-Hausse hat aber auch sehr bald ein Ende gefunden; das Angebot von

Goldschnittmachern wuchs von Tag zu Tag, und die Folge war das Sinken der Arbeitslöhne, da Angebot und Nachfrage den Preis auch damals geregelt haben. Viel Geld haben damals auch die Presser verdient; es waren die Reliefdrucke aufgekommen, zu denen auch die Matrizen ausgestochen werden mußten. Dazu waren geschickte und zuverlässig sauber arbeitende Leute erforderlich und gesucht. Vorher war die Benutzung der Anhängeplatte und das Ankleben der Prägeplatte nicht bekannt. Noch 1865 gibt der Weimarer Meister Hermann Krehan an, daß die Prägeplatten an die Anhängeplatte angeschraubt würden. Auch die Klappe und die Farbdrucke waren damals noch völlig unbekannt.

Jedenfalls war meine Offenbacher Zeit reich an technischen Erfahrungen: noch heute sollte es sich kein junger Mann entgehen lassen, längere oder kürzere Zeit in Offenbach – oder einer anderen Stadt mit Lederindustrie – zu arbeiten. Man lernt die ganze Lederbehandlung von einem anderen und großzügigeren Standpunkte aus kennen.

Offenbach war die letzte Station vor dem Einrichten des eigenen Geschäftes in Gießen. Der Vater konnte mir zur Einrichtung desselben tausend Reichstaler zur Verfügung stellen. Damit erwarb ich ein kleines, nicht gerade sehr vorteilhaftes Geschäft, Papierhandlung mit Ladeneinrichtung und einer Leihbibliothek, die noch minderwertiger

war. Ich war dabei einem alten Buchbinder in die Hände gefallen, der den besten Willen hatte, mich auszubeuten und mir alles mögliche an barem Gelde abzunehmen. Eine Kundschaft konnte ich nicht übernehmen, denn er hatte keine außer einer Buchhandlung, für die er nur die Verlagsbroschüren machte; die behielt er sich aber selbst vor. Ich hatte aber doch sehr bald einen guten Kundenkreis zusammen, für den ich ausreichend beschäftigt war, darunter Oncken, Gareis, v. Liszt, Röntgen, für die ich fast nur Halbfranzbände zu fertigen hatte. Ich hatte das lediglich den Empfehlungen der Professoren untereinander zu verdanken. Gießen war damals noch ein kleines Provinzstädtchen mit vierzehntausend Einwohnern, aber in prächtiger Lage an der Lahn gelegen.

Meine erste Arbeit war, das heruntergekommene Papiergeschäft zu organisieren. Das war mit meinen knappen Mitteln eine schwierige Sache, und Tag und Nacht habe ich gearbeitet, um die Ladenbestände auf eine erträgliche Höhe zu bringen. Die Ladeneinrichtung selbst wurde ausgebessert und gestrichen. Am 1. Januar 1874 habe ich das Geschäft unter meinem Namen eröffnet, und Mitte Februar habe ich mir meine junge Frau aus Darmstadt ins eigene Nest geholt; denn es war nicht möglich, ein Ladengeschäft und die viel Arbeit erfordernde Bibliothek zu versorgen und daneben zu arbeiten. Und Arbeit

kam in Menge. Ich hatte schon sehr bald von den Professoren gehört, daß ich einem schlimmen Herrn in die Finger gefallen wäre. Auch die Nachbarn, soweit ich mit ihnen zusammenkam, warnten mich vor dem „Krawattenfabrikanten". Trotzdem verlor ich den Mut nicht, arbeitete frisch weiter, während meine Frau den Laden fast allein verwaltete. Als sich auch da die Arbeit vermehrte, kam meine Schwiegermutter nach und machte sich um die Hauswirtschaft verdient. Auf die Bibliothek hatte ich nur ein Drittel des Kaufpreises von dreitausend Gulden angezahlt und hatte den Rest zu verzinsen. Ich hatte bald eingesehen, daß der Preis in keinem Verhältnis zu der Minderwertigkeit und dem schlechten Zustande der Bibliothek stand. Aus dem Kreise meiner Kunden – es waren vier Rechtsanwälte darunter – wurde mir geraten, die Bibliothek unter Verlust der Anzahlung zurückzugeben. Das wollte ich auch tun, aber der Erfolg war, daß der Verkäufer das Restkapital mit kurzer Frist kündigte. Meine Rechtsanwälte nahmen aber die Sache für mich kostenlos in die Hand, und der Verkäufer, der zwischendurch auch noch den Laden gekündigt hatte, mußte auf den vorgeschlagenen Vergleich eingehen, kam auch noch wegen Bedrohung in Anklagezustand und mußte eine ziemliche Strafe zahlen.

Ich war dann allerdings frei, aber auch das Ladengeschäft

mußte aufgegeben werden. Ich kam wieder zu einem Buchbinder ins Haus. Allerdings hatte er sein Geschäft seit langer Zeit aufgegeben und betrieb einen Stickereiladen mit gutem Erfolge. Der Mann hat mir redlich mit Rat und mit Tat beigestanden. Viele meiner besten Vergoldewerkzeuge habe ich von ihm kostenlos erworben – was allerdings seine Frau nicht wissen durfte, denn er war nur Herr im Hause, wenn seine Frau verreist war – und dann nur zum Teil, denn dann war seine Schwägerin da, die ihn auch noch kontrollierte. Aber doch kam er fast jeden Tag zu mir, interessierte sich für außergewöhnliche Arbeiten, denn er war ein ausgezeichneter Arbeiter gewesen, hatte seinerzeit in Berlin bei dem alten Leisegang gearbeitet. Von ihm besitze ich noch heute eine Nähschatulle mit fast überreicher Handvergoldung – nur Bogendruck ohne jeden Stempel, ein richtiges Charakteristikum der Arbeiten der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Das Stück trägt die Jahreszahl 1843. Er hat es noch als Gehilfe für seine erste Frau gemacht. Das Stück hat er mir geschenkt, weil seine zweite Frau es aus den Augen haben wollte; ich habe es bis heute in Ehren gehalten, wie auch das Andenken des früheren Besitzers und Verfertigers. Mit dem Bogensatze, der hierzu gedient hatte, habe ich noch so manches Jahr gearbeitet und meine Dekorationsdrucke gemacht. Stundenlang konnte der alte

Schlatter mir dabei zusehen und alte Geschichten aus seiner Jugend- und Gesellenzeit erzählen.
War er einmal dahintergekommen, daß es mir mit den Geldern knapp ging, dann hatte er in seinem Schlafrock gewiß eine Rolle mit Geld, das er mir dann heimlich zusteckte, und dann nach und nach den Betrag auch wieder ebenso mitnahm, denn seine Hausehre durfte davon nichts ahnen; es wäre ihm nicht gut bekommen. Wir beide haben uns bis zum letzten Augenblick gut vertragen; kam ein außergewöhnlicher Auftrag herein, dann hatte niemand mehr Freude daran wie der alte Schlatter, und da wurde auch gleich entworfen und geplant, wie eine solche Arbeit auszuführen sei. Für sein Geschäft habe ich alle Stickereien montiert, was in der Weihnachtszeit Körbe voll waren, und so manche Nacht habe ich daran gesessen. Meine Frau stickte für das Geschäft die großen und künstlerischen Sachen, Tisch- und Altardecken, zu denen ich die Entwürfe machte. Daher rührt auch meine Kenntnis der weiblichen Handarbeiten, für die ich zeichnen mußte. Als mein ältester Junge plötzlich an einem Lungenkatarrh mit drei Jahren verstarb, war er der erste, der sich um mich und das Weh meines Weibes bemühte. Das blonde Lockenköpfchen war sein Liebling gewesen und hatte jeden Morgen mit ihm seine Hühner gefüttert. Die ersten Erd- und Johannisbeeren brachte er ihm auch.

Unter meinen Kunden war auch der Professor v. Ritgen, der die Wartburg wiederhergestellt und renoviert hat. Er war in bezug auf wirkliches Kunstgewerbe mein erster Lehrer und die Veranlassung, daß ich den Namen Kunstbuchbinder führte; das haben mir dann alsbald viele nachgemacht. Mit Professor v. Gareis und Oncken zusammen habe ich bei der Ausgrabung und Wiederherstellung der Burg Gleiberg bei Gießen nach Kräften mitgewirkt, insbesondere auch die Pläne und Zeichnungen auf Stein gezeichnet für die Publikationen des oberhessischen Geschichtsvereins.

In jene Zeit fällt auch der Beginn des systematischen Handbuches für die Buchbinderei. Ich war bei Gründung des Bundes deutscher Buchbinderinnungen mit Löwenstein in Dresden bekannt geworden, für den ich schon vorher Zeitungsartikel geschrieben hatte. Vorher schon hatte ich für eine schweizerische Buchbinderzeitung geschrieben. Die ging aber nach kurzem Bestehen ein, trotzdem sie gut geleitet war. Von den damaligen Gründern des Bundes bin ich der einzige Überlebende; man hat vergessen, mich zu begraben. Der erste, der uns verließ, war der Kasseler Obermeister Schminke, ein hervorragender Organisator und Prachtmensch. Unser Gewerbe hat viel an ihm verloren. Wir hatten aber unter den damaligen Buchbindern, die in der Bundesbildung und Bundesbewegung standen,

viele Größen, die es nicht an Opfern fehlen ließen. Ich gedenke der beiden Hoppenworts, Vater und Sohn, beide Hünen von Gestalt und mit einem glücklichen Humor begabt. Der Vater ist als junger Gehilfe schon mit dem späteren Hofbuchbinder Demuth bekannt gewesen, und zusammen haben sie ihre Fahrten gemacht. Es waren so viele Geschichten darüber im Schwange; ich gebe nur eine davon wieder, um die Eigenart des seltenen Mannes zu kennzeichnen. Waren sie da in der Umgegend von Berlin auf eine Kirmes geraten, wo auch ein Zauberer, ein kleines, winziges Männchen, Bauern Eier unter der Mütze hervorholte. Während der sich nun unter das Publikum mischte, um seine Kunststücke zu machen, hatte sich der lange Hoppenwort auf die Rampe der Bude gestellt und langte von oben herunter, nahm dem Zauberkünstler mit einem Griffe den Zylinderhut aus der Hand und holte nacheinander ein Karnickel, eine Schlafmütze und eine Frauenjacke heraus, die er vorzeigte. Wütend wollte das kleine Männchen sich die Eingriffe in sein Reich verbitten. Aber Hoppenwort langte wieder herunter, faßte den Kleinen beim Kragen und hob ihn auf die Galerie der Rampe. Der muckte selbstverständlich gewaltig auf; aber Hoppenwort sagte: „Wenn dir das nicht paßt, laß ich dich jetzt verschwinden! Eins – zwei – drei!“ Und auf „drei“ ließ er das Kerlchen in eine offene

Kiste fallen, die neben dem Budeneingang stand. Dann stieg er unter dem Geklatsche und Gejohle der Zuschauer vom Podium herunter. Die hatten nämlich gemeint, daß das ins Programm gehöre. Der Zauberkünstler hat aber keinen Schaden gehabt, denn jetzt strömte alles in die Bude in der Annahme, es kämen noch mehr solcher Nummern.

Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, haben die Hoppenworts den Grundstock zu der Bundesunterstützungskasse gelegt, dem dann Zähnsdorf aus London und Beck aus Stockholm noch erkleckliche Beträge zugelegt haben. An jenem Verbandstage bin ich mit denen auch bekannt geworden, und mit Zähnsdorf habe ich in dauernder Verbindung gestanden.

In Gießen war bis dahin nichts von Kunstbuchbinderei gemacht worden. In der Zeit meines Aufstrebens dort kam der Auftrag, für den Großherzog eine Adreßmappe zu fertigen. Ich hatte eben gerade einen Satz Dentellestempel vom alten Klement erstanden; die mußten also gleich ausprobiert werden. Die Sache ging auch gut vonstatten: außen brauner Saffian, innen Seidenspiegel und breite Stempelkante. Nun mußte die Rechnung geschrieben werden. Lange habe ich gerechnet und kalkuliert, bis ich zu dem Schlusse kam, daß dreißig Mark – sage und schreibe: dreißig Mark – ein angemessener Preis sein würde. Ich hatte aber nicht mit dem damaligen Dekan gerechnet, der

mich mit dürren Worten als Halsabschneider bezeichnete. Nur durch Vermittlung v. Ritgens bin ich lange nachher zu meinem Gelde gekommen, aber schon bald nachher kam der Auftrag für zwei reiche Diplomkapseln für die hessischen Minister, die der Eröffnung der neuen Universität beiwohnten. Ich war diesmal so schlau, schon vorher einen Preis zu machen, um mir und anderen Überraschungen zu ersparen. Diesmal hatte ich allerdings meine Arbeit und mein Material höher eingeschätzt.

Zwölf Jahre bin ich in Gießen gewesen und habe viel gearbeitet und gestrebt. Dennoch war es für mein Leben nur eine Durchgangsstation. Ich war Schriftführer des Gießener Kriegervereins, im Vorstande der Feuerwehr und des unter v. Ritgen blühenden Gewerbevereins, auch im Geschichtsverein. In einer kleineren Provinzialstadt wird einem, der etwas tun will, allerlei aufgehalst. Wenn man dann älter wird, versteht man um solche Ehrenämter in großem Bogen herumzugehen; sie kosten nur und bringen nichts ein.

Mitten in den Weihnachtsfeiertagen des Jahres 1885 klopft es bei mir an, und ein älterer, großer Mann, dem man sofort den Geistlichen ansieht, tritt herein. Er hält mir ein Heft meines damals eben erschienenen systematischen Handbuches unter die Augen: „Sind Sie der Adam hier?" „Jawohl." „Na, dann machen Sie sich nur bereit, in der

nächsten Zeit nach dem Rhein überzusiedeln, denn unter den übergeschnappten Professoren können Sie Ihr ganzes Leben nicht zubringen." „Aber erlauben Sie mal, das sind doch alles sehr nette und liebe Herren —" „Ach was, jeder Professor ist übergeschnappt, und Ihre werden keine Ausnahme machen." „Aber ich habe doch Frau und Kinder —" „Die gehen auch mit; das werde ich schon alles machen. In den nächsten Tagen schon erhalten Sie einen eingehenden Brief von dem Kunstgewerbemuseum in Düsseldorf." „Aber wollen Sie mir nicht sagen, wer Sie sind; ich kenne Sie doch gar nicht —" „Ich bin der Dr. Franz Bock von Aachen und bin Kunsthistoriker; das übrige werden Sie alles noch erfahren." Dann sah sich der Herr noch einige Arbeiten an, die ich gerade da hatte, kaufte mir einen Brunet, der in blau Kalbleder gebunden war mit Handvergoldung im Sinne des Majoli, zu einem für mich damals erstaunlichen Preise ab und verschwand.
Das hat mir natürlich die nächsten Tage viel zu denken gegeben, und meiner Frau nicht minder. Aber prompt am ersten Januar traf vom Direktor Frauberger des Kunstgewerbemuseums in Düsseldorf ein sehr eingehender Brief ein, der die dienstliche Aufforderung enthielt, so bald als möglich nach Düsseldorf überzusiedeln, zunächst aber eine Inventarienliste meiner Werkzeuge und so weiter einzusenden. Die Sache wurde also ernst. Ich wollte aber doch

sicher gehen und fragte zunächst bei Professor Oncken und Gareis an, was die zu der Sache meinten. Beide rieten dringend zu. Das sei eine ganz gesunde Sache, und ich solle annehmen, mich aber doch nach Möglichkeit sichern. Bald war auch mein Inventar in Düsseldorf und daraufhin ich schon in der nächsten Woche auf Kosten des Museums. Da habe ich nun mit Frauberger die Sache näher beredet. Der Dr. Bock, der frühere Kanonikus am Aachener Dom, war als Beauftragter des Zentralgewerbevereins bei mir gewesen und hatte in der ihm eigenen Art die Sache in die Wege geleitet. Das Museum war verhältnismäßig neu, mit bedeutenden Mitteln gegründet, und hatte besonders viele Einbände, unter denen wieder die orientalischen den größeren Teil ausmachten. Das sollte ich alles in Ordnung bringen und restaurieren, es sollte auch eine Fachschule für Buchbinderei eingerichtet werden, und das alles sollte ich machen. Jedenfalls sollte ich bereits am ersten März nach Düsseldorf übersiedeln, am ersten April sollte dann meine Familie nachkommen.
Ich habe mit meinen „übergeschnappten" Professoren alles noch eingehend besprochen, und die sind mir nach jeder Richtung hin behilflich gewesen. Vor allem war es Oncken, der mir auch reichlich mit Geldmitteln aufhalf. Das Museum hat ja dann alle Umzugskosten übernommen, aber das konnte doch erst nachträglich flüssig gemacht

werden. Für die meisten von den Herren habe ich dann noch von Düsseldorf aus weitergearbeitet, und für von Liszt habe ich nachher noch ganze Kisten nach Marburg mit fertiger Arbeit abgeliefert.

Den Dr. Bock lernte ich dann noch in seiner Eigenart näher kennen. Der Herr hatte ein bewegtes Leben hinter sich; er ist ja nun schon seit Jahren tot. Er war Geistlicher und Kanonikus in Aachen, war viel gereist, hatte viel gesehen und war einer der ersten und besten Kenner der rheinischen Kunstgeschichte. Ihm hatten die Schätze und Kostbarkeiten des Aachener Domes unterstanden, er war päpstlicher Kammerherr, seinerzeit auch der Erzieher der Hohenzollernschen Prinzen gewesen, hatte die verschiedensten Orden der Fürstlichkeiten, kurzum, er war ein angesehener Mann. Aber dabei war er halt doch Mensch, und Menschliches war ihm eigen. Seine Vorliebe für alte Kunstgegenstände war manchmal stärker als es gut war, und wo er in Kirchen und in Klöstern etwas ergattern konnte, da tat er es, und sein Amtsbruder, der verstorbene Domkapitular und Professor Schnütgen von Köln, der sich auf gleichem Gebiete und mit gleichem Erfolge betätigte, sagte ihm nach, daß Bock stets eine Schere in der Tasche gehabt habe, um „Muster" abzuschneiden. Bock sagte nämlich dasselbe von Schnütgen, denn die beiden waren gewissermaßen Konkurrenten auf demselben Ge-

biete des Sammelns. Es mag ja sein, daß die eine oder die andere Kirche gewisse Schätze heute nicht mehr besitzt; jedenfalls sind diese Gegenstände aber besser in den Sammlungen untergebracht, an die sie die beiden Gelehrten abgegeben haben, als daß sie irgendein Händler dem Kirchendiener abgeschwatzt und für teures Geld ins Ausland verschleppt hat.

Dem Dr. Bock ist das eine Zeitlang nicht gut bekommen. Er hatte an irgendeiner Stelle von Kostbarkeiten Duplikate anfertigen lassen, die so ähnlich waren, daß man noch heute im Zweifel ist, welche die echten und welche die nachgemachten Stücke sind. Man hat ihn dann eine Zeitlang vom Dienste suspendiert, und er ist in die Welt gegangen, um solche Gegenstände aufzusuchen, anzukaufen und sie wieder zu verkaufen. Er war also regelrechter Händler geworden. So hat ihn seinerzeit Direktor Frauberger in Paris im Krankenhause gefunden. Er hat ihn gewissermaßen angeworben, hat ihm bedeutende Vorschüsse vermittelt, mit denen er im Orient Sammlungsgegenstände für das Museum ankaufen sollte. Für Bock war das ein Glück, denn er konnte seiner Liebhaberei nachgehen, und für die Entwicklung des Düsseldorfer Museums ebenfalls; denn es ist zu einer großen Anzahl heute nicht mehr zu erlangender Sammlungsobjekte gekommen, die seinen Wert und seinen Reichtum darstellen.

gerade die orientalischen Sammlungen des Museums, vor allem die persisch-maurisch-arabisch-türkischen Einbände und die koptischen Gewebe aus Gräberfunden, ein vollständiges Zimmer mit der gesamten Einrichtung aus Damaskus sind durch Bock in das Museum gebracht worden.

Bock kaufte aus den Mitteln der Vorschüsse, die er dauernd erhielt, und verkaufte dann nach Auswahl des Museums diesem die Gegenstände zu Pauschalsummen. Was das Museum nicht abnahm, konnte Bock beliebig an andere Institute weiterverkaufen. Das war für alle Teile ein gedeihliches Verhältnis; Bock hatte dadurch bei dem Museum ein Guthaben, was schließlich so hoch war, daß das Museum gar nicht alles bezahlen konnte. Da fand Direktor Frauberger den Ausweg, den Betrag zu kapitalisieren, das heißt dem Dr. Bock bis an sein Lebensende eine feste Rente zu zahlen. Es war eine der klügsten Geschäftsmanipulationen, die der geschäftskundige Direktor – Bock nannte ihn stets nur: Direktor Schlauberger – während seines Amtierens zuwege gebracht hat. Bock starb in den sechziger Jahren seines Lebens; was er nicht an das Museum verkauft hatte, das hatte er an das erzbischöfliche Museum testamentarisch vererbt. Frauberger hat herausgerechnet, daß jeder Museumsgegenstand, eins ins andere gerechnet, auf fünfzehn Mark zu stehen käme.

Das ist eben nur durch die Art der Kapitalisierung möglich gewesen.

Bock war im Grunde seines Herzens ein gutmütiger Mensch, der auch still viel Gutes gestiftet hat, wenn man nur sich mit seinen Eigenarten abfinden wollte. Wenn er in Aufregung war – dazu gehörte allerdings nicht sehr viel –, dann stapfte er ruhelos im Zimmer auf und ab, wie überhaupt das Stillesitzen für ihn eine Qual war. Kaufte er bei einem Antiquar oder Händler ein, so nahm er hundert Gegenstände in die Hand: Was kostet das, was kostet das, und so weiter. Er wußte aber längst schon, was er kaufen wollte. Darum kümmerte er sich aber zunächst gar nicht, ließ es als wertlos ganz abseits liegen. Da man ihn in Händlerkreisen als einen feinen Kenner schätzte, ließ sich mancher auch täuschen, und es kam vor, daß Bock irgendeine Nebensächlichkeit erstand, sich aber den erwünschten Gegenstand hinterher, gewissermaßen als Beigabe, schenken ließ.

Er verstand es überhaupt, seine Mitmenschen zu verblüffen. Als er auf dem Berge Athos die Klöster besuchte, hatte er einen weißen Schlafrock angezogen, darauf seine päpstlichen und rumänischen Orden angesteckt und sein violettes Seidenkäppchen aufgesetzt. In dieser phantastischen Zusammenstellung erschien er den harmlosen griechischen Mönchen wohl als ein höherer oder höchster Kir-

chenfürst, und allen Wünschen, die er äußerte, beugte man sich widerspruchslos. So hat er eine Menge der wertvollen, das heißt für die Geschichte der Einbandkultur wertvollen Einbände auf dem Athos — na, sagen wir: an sich genommen. Für mich sind sie eine Fülle des Wissenswerten geworden, denn ohne deren Kenntnis wüßten wir vom frühen griechischen Einband so gut wie gar nichts. Schwieriger war es für Bocks Gewandtheit, im Orient zu kaufen. Seiner eigenen Differenzierung nach war das solideste Geschäft mit dem Juden zu machen, schwieriger aber mit dem Armenier. Ganz raffiniert aber wäre der Perser. Er erzählte, einst sei er durch einen Bazar gegangen; da sei ihm ein Sandelholzkästchen aufgefallen, aber er habe sich seiner Gewohnheit nach nichts merken lassen. Als er am anderen Morgen wieder durch den Bazar gegangen sei, hätte der Perser schon mit dem Kästchen auf der Hand in der Tür gestanden. Er hätte es aber doch über sich gewonnen, bei dem Kästchen gar nicht stehen zu bleiben. Am anderen Morgen sei plötzlich der Perser mit dem Kästchen im Hotel erschienen. Da habe er ihm grob die Türe gewiesen. Am abermals nächsten Tage sei er im Bazar von dem Perser wieder angehalten worden und hätte schließlich auch das Stück gekauft.
Von anderer Eigenart war der Direktor des Düsseldorfer Kunstgewerbemuseums, das eine Einrichtung des Zen-

tral-Gewerbevereins für Rheinland und Westfalen ist, Heinrich Frauberger. Er war Österreicher nach Geburt, Lebensführung und Gebaren. Liebenswürdig, geschäftsgewandt und ein unermüdlicher Organisator. Das war er aber im wesentlichen als Theoretiker; zum Umsetzen in die Praxis mußte er einen anderen haben, der das eigentliche Arbeiten dabei verstand und auch dazu willig war. Frauberger hat dabei Glück gehabt und meistens die richtigen Leute gefunden. Außerdem hat er eine Fertigkeit gehabt, Geld in beliebiger Höhe bei den rheinischen Großindustriellen herauszuholen für die Zwecke des Museums. Das verstand er so widerspruchslos, um nicht zu sagen rücksichtslos zu machen, daß der verstorbene Krupp gelegentlich einer Einladung, die er zu einem großen Essen erhielt, erklärte, er komme nur unter der Bedingung, daß man den Direktor Frauberger nicht in seiner Nähe placiere, sonst würde der ihn wieder um einen beträchtlichen Betrag kränken. Das Düsseldorfer Museum war aber auch das schönste und reichste im Rheinlande. Leider unterbinden die heutigen Verhältnisse das Weiterflorieren dieser so nutzbaren Einrichtung.

Frauberger hat immer mit Vorliebe meine Ankunft in Düsseldorf, das heißt meine Vorstellung in seinem Zimmer erzählt. Es waren gerade die vielen orientalischen Decken und Einbände eingetroffen und auf dem Boden

aufgeschichtet. Als ich eintraf, sagte Frauberger – offenbar nicht ohne Absicht –, er habe im Augenblick noch zu tun, ich möchte mir einstweilen die Einbände ansehen. Da hätte ich den Überzieher auf einen Stuhl geschleudert, den Zylinderhut auf die Erde geworfen, und nun hätte ich mich neben die Bücher gekniet und hätte Stück für Stück in die Hand genommen und geliebkost. Frauberger wird ja wohl etwas stark aufgetragen haben, aber im wesentlichen ist's doch wohl so gewesen. Die Sachen waren eben für mich so vollständig neu und fremd; und die sollte ich nun restaurieren.

Er muß mir überhaupt viel zugetraut haben. Schon in den ersten Tagen meiner Anwesenheit erhielt ich den Auftrag von ihm, die Sammlung der Schmuckkästchen in einem Vortragssaale zu ordnen und so auf dem langen Tische aufzustellen, daß er einen Vortrag über die Entwicklung dieser Sammlungsgruppe halten könne. Das habe ich denn nach bestem Wissen getan. Frauberger meinte, ich solle dableiben und seinen Vortrag mit anhören. Das war im Naturwissenschaftlichen und Geschichtsverein, dem ich heute auch noch angehöre. Frauberger gab eine kurze Einleitung zu der Sache in seiner ihm eigentümlichen, viel mit Anekdoten gewürzten, anregenden Art zu sprechen. „Und das Folgende und Wichtigere wird Ihnen nun Herr Adam sagen." Ich war wie aus den Wol-

ken gefallen und ohne jede Vorbereitung, ich mußte einen Vortrag extemporieren. Na, es war ja gut gegangen, hätte aber auch ebensogut schlecht gehen können. Aber er hat mir hinterher gesagt: „Heute haben Sie aber den Vogel abgeschossen; Sie werden für uns noch viele Vorträge halten können." Das ist ja dann auch geschehen, und dadurch habe ich das Rheinland so richtig kennengelernt und bin mit allen für das Kunstgewerbe Maßgebenden in Verbindung gekommen. Freilich kamen dabei auch gelegentlich Unebenheiten vor. So habe ich in Bonn in der Universitätsbibliothek in einem Haufen Bücher, die auf der Erde lagen, unerkannt und unbeachtet, einen echten Majoli gefunden. Ich holte ihn sofort heraus und zeigte ihn dem Bibliotheksdirektor, Professor Schaarschmidt. Der Mann ist seit vielen Jahrzehnten tot. „Da haben Sie ja einen echten Majoliband, den werden Sie doch nicht an den Antiquar geben?" – „Meinen Sie denn, daß wir hier gar nichts verstehen? Da kommt so ein Buchbindermeister von Düsseldorf daher und will uns Professoren gute Lehren geben!" – Ich hatte an dem Bande aber an der Unterkante in aller Geschwindigkeit einen sauber aufgeklebten Lederstreifen abgelöst, und unter dem stand in voller Frische: THO MAJOLI ET AMICORUM. Nun war der Herr Direktor allerdings etwas verblüfft; heute liegt der Band in der Zimeliensammlung unter den Kost-

barkeiten. Aber mir hat es Schaarschmidt niemals verziehen, daß ich ihn korrigiert hatte.

Alles in allem: Die Übersiedlung nach Düsseldorf wirkte auf mich und meine Familie wie so eine Art Märchen aus Tausendundeiner Nacht; überall, wo ich hinkam oder eingeführt wurde, kam man mir entgegen, als ob ich etwas Außergewöhnliches wäre. Das Museum schickte mich im ganzen Bezirk des Rheinlandes herum, um dort Vorträge zu halten, wozu ich dann stets einen Koffer mit Sammlungsobjekten zu Demonstrationen mitführte. Ich habe so zwischen Dortmund und Saarbrükken die verschiedensten Städte gesehen, überall auch die Bibliotheken und Sammlungen. Das ist mir für die späteren literarischen Arbeiten auf diesem Gebiete reichlich nutzbar geworden. Da ich in meinen jüngeren Jahren ein sehr glückliches Gedächtnis hatte, so sammelte ich eine Menge des für mein Fach-Wissenswerten. Es wird vielleicht nicht so bald wieder einem Fachmanne Gelegenheit geboten sein, so viel zu sehen, wie es mir damals ermöglicht wurde. Allerdings kam mir dabei auch noch das Überbleibsel von Schulwissen in bezug auf alte Sprachen sehr zugute, und ich war genötigt, da zu wiederholen, was ich etwa vergessen hatte. Eines schönen Tages kam Direktor Frauberger mit dem Auftrag, das Fachwerk von Zähnsdorf zu übersetzen. „Aber ich kann ja gar nicht

Englisch!" – „Einerlei, das werden Sie lernen und das wird schon gehen. Ich habe einen Vertrag mit Löwenstein in Dresden, das Werk zu übersetzen. Die Dame, der ich den Auftrag dazu gegeben hatte, versteht aber von den Fachausdrücken gar nichts und hat den reinen Blödsinn herausgebracht. Nun müssen Sie es besser machen." – Wohl oder übel, ich mußte mich an die Arbeit machen, habe Englisch im Laufschritt gelernt, und zum Lesen hat's ja dann auch ausgereicht. Die Übersetzung ist in etwa drei Monaten fertig geworden, Frauberger hat sie als sehr gelungen erachtet – aber Löwenstein hat den Abdruck verweigert. Es sei zu lange her, er hielte sich an seinen Vertrag nicht gebunden, auch hätte er eine Übersetzung von Frauberger und nicht von Adam haben wollen. Das Manuskript muß also noch in einem der Nachlässe von Frauberger oder Löwenstein liegen. Frauberger hat mir nach längerer Zeit dann noch ein Honorar gezahlt; mit Löwenstein ist er zu keiner Verständigung gekommen, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, daß Löwenstein nicht mehr in günstigen Verhältnissen war.

Bei der Gelegenheit etwas über Löwenstein, der von den meisten derer, die mit ihm zu tun hatten, falsch eingeschätzt wurde. Er war ein hochbegabter Mensch, schrieb einen glänzenden, geistreichen Stil, war eine Zeitlang Mitarbeiter einer dänischen Zeitung, hat in Kopenhagen auch

seinen Doktor gemacht, der in Deutschland aber nicht anerkannt wurde. Er war hervorragend musikalisch begabt, spielte perfekt Klavier und hatte eine sympathische und volle Baritonstimme. Im Grunde war er ein gutmütiger und gefälliger Mensch, weitsichtig und großzügig, in keiner Weise knickrig, wenn es sich darum handelte, nach außenhin zu glänzen. Diese Vorzüge kamen um so mehr zur Geltung, als er in seiner Frau einen guten Kameraden gefunden hatte, der ihm den wichtigsten Teil seiner Arbeiten abnahm und mit großem Geschick durchführte. So glänzend Löwenstein selbst schreiben konnte, er wurde gewöhnlich etwas breit. Seine Frau schrieb kurz, sicher und nicht weniger geistreich, besonders in einem aber übertraf sie ihren Mann: sie war von unermüdlichem Fleiße und einer Ausdauer, die ihm fehlte. Es war schwierig, mit ihm zusammen in einem Zimmer zu arbeiten; er hatte dauernd etwas Neues zu berichten, zu fragen, wobei er selbst sich im Arbeiten zersplitterte, den anderen aber ebenfalls von der Arbeit abhielt. Tausend Ideen und Pläne hatte er im Kopfe, aber er kam nicht dazu, sie auszuführen, weil er nicht dauernd an einer Sache arbeiten konnte. Seine Frau nahm ihm wenigstens die Sorge für die Illustrierte Buchbinderzeitung ab. Sie redigierte, sie schrieb Aufsätze und korrespondierte mit den Mitarbeitern.

Den Bund deutscher Buchbinderinnungen hat er gegründet; für ihn hat er viel Zeit und Geld geopfert. Er hat wenig Dank davon gehabt, denn besonders von Dresden aus machte man ihm einen Vorwurf daraus, daß er Jude gewesen war. Frau und Kinder waren protestantisch, er selbst ist wohl kaum als konfessioneller Jude aufzufassen gewesen. Er hat aber viel darunter zu leiden gehabt. Ohne Löwenstein wäre der Bund vielleicht niemals zustande gekommen. Bei Gelegenheit des ersten Verbandstages war auch der Gedanke aufgetaucht, ein Handbuch über Buchbinderei herauszugeben. Nichts konnte mir lieber sein als das. Schon eine Woche später legte ich ihm einen Plan über das zu behandelnde Material vor, und etwa sechs Wochen später erschien das erste Heft des Werkes, das überhaupt heftweise erscheinen sollte. Wir hatten einen Preis vereinbart von fünfundzwanzig Mark für den Bogen. Ich habe die leider nie erhalten, sondern nur hin und wieder eine Art Abschlagszahlung in der Weise, daß ich bei seinen Inserenten Waren nehmen mußte, die er dann mit den Lieferanten verrechnete. Als ich dann bei meiner Übersiedlung nach Düsseldorf auf eine Abrechnung drängte, rechnete er heraus, daß der Satz in den Zeilen gesperrt worden sei und daß ich demnach nur sechzehn Mark pro Bogen – also eine Mark pro Druckseite – zu fordern hätte. Ich habe damals meine Verbindung mit ihm abgebro-

chen und überhaupt nicht mehr für ihn geschrieben. Für die Artikel, die ich geschrieben, hat er nie etwas bezahlt. Das war eben die Kehrseite des sonst glänzenden Mannes; er hätte mit seinen Fähigkeiten mehr leisten, sich auch einen glücklicheren Standpunkt im Leben und in der bürgerlichen Gesellschaft erringen können als es in Wirklichkeit der Fall war. Das soll ihm aber unvergessen sein, daß er sich um die Buchbinderei ein bleibendes Verdienst erworben hat.

In Gießen hatte ich eine Buchbinderei mit vier Arbeitern aufgegeben; von Maschinen war nur eine Schneidemaschine vorhanden, die mit nach Düsseldorf übersiedelte, dagegen besaß ich schon eine ganz wertvolle Sammlung von Handvergoldewerkzeugen und einige Platten für Pressendruck, dazu eine recht kleine Balanzierpresse. Meine Handstempel aus damaliger Zeit waren alle noch vom alten Klement, das heißt dem Vater des jetzigen: lauter solide, gediegene Handarbeiten. Erst in Düsseldorf bin ich ihm untreu geworden. Untreu ist freilich nicht der rechte Ausdruck, denn ich schätze die Arbeiten der Werkstatt nach wie vor. Wie das später anders kam, sage ich an anderer Stelle.

Zuerst wurde ich in Düsseldorf in Räumen installiert, die dem Museum unterstanden, und meine ersten Arbeiten waren Restaurierungsarbeiten. Die Sammlung der Ein-

bände und die Lederarbeiten mußten durchgängig erst für Museumsgebrauch zurechtgemacht werden. Dabei war dann auch viel des Neuen zu erlernen und auszuprobieren; denn es war niemand da, der auch nur die notwendigste Anleitung hätte geben können, und besonders die orientalischen Einbanddecken waren etwas so völlig Neues und Unbekanntes, daß ich mir erst meine eigene Erfahrung sammeln mußte, um eine zweckmäßige Wiederherstellung in die Wege zu leiten.

Am einfachsten und leichtesten war das Wiederherstellen der abendländischen Bände. Bei den am ärgsten zerstörten Stücken war der Rücken im Falz gebrochen; den sogenannten roten Verfall kannte man in früherer Zeit nicht, der trat erst seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf, und da zuerst bei dem Kalbleder, dann bei Saffianen und Bockleder. Am längsten hat das verachtete Schafleder dem Verfall widerstanden. Was vor der genannten Zeit hergestellt wurde, hat sich bis heute gehalten, und nur das, was durch normalen Gebrauch zerrieben, durchscheuert oder abgerissen, ist ausbesserungsbedürftig geworden. Man hat die Sünden der Lederfabriken bemäntelt mit dem Worte „Lederkrankheit"; die Sache lag gar nicht am Leder, sondern an dem Abgehen von der handwerksmäßigen Gerbung und dem Übergange zur Lederfabrik. Die Chemie ist eine sehr gute und

sehr schöne Sache, aber wenn sie der Natur vorgreifen oder sie ersetzen will, dann greift sie oft daneben. Seit wir unsere Bierbrauer zum Teil auf der Brauerschule ausbilden lassen, ist das Bier nicht besser geworden. So ist es mit den Gerbern auch gegangen; wir haben eine Zeitlang billiger und schneller produziert, aber das Produkt ist minderwertiger geworden.

Da, wo bei altersschwachen Bänden das Leder im Falz ganz oder teilweise gebrochen war, mußte zunächst festgestellt werden, ob die Bünde noch gangbar oder ebenfalls gebrochen waren. Im ersteren Falle war eine Aufbesserung nicht erforderlich, im anderen mußte an den Bund eine Ergänzung angesetzt werden. Das konnte auf zweierlei Weise geschehen: der Ergänzungsbund konnte angeschlungen oder eingesteckt werden. Bei Lederbünden – es waren stets weißgegerbte Wildlederbünde – war das Anschlingen das Richtigere, allerdings mußte das mit Leinenfaden geschehen; denn ein dünnes Lederriemchen würde keinen dauernden Halt gegeben haben. Außerdem war es auch möglich, einen etwaigen Bundrest auf dem Deckel – das waren in diesem Falle stets Buchen- oder Eichenholzdeckel – mit zusammenzufügen. Das Zusammenschnüren der beiden Bundteile geschah, indem man mit einer dünnen, gebogenen Ahle auf dem Buchrücken unter dem Bunde, also zwischen Bund und Buchrücken, hindurchstach und

den in eine Nadel gefaßten Faden mehrmals durchschlang. Mit dem Bundteile auf dem Deckel wurde es ebenso gemacht, wenn ein solches noch vorhanden war; dann wurde der Faden mehrmals durch den Rest am Rücken und den auf dem Deckel durchgeschlungen, bis ein genügender Zusammenhalt verbürgt erschien. Waren auf dem Deckel Bundreste nicht mehr vorhanden, dann wurde der Faden nur mehrmals unter dem Bunde auf dem Rücken durchgezogen, wobei die Enden etwa drei Finger breit herausragten und, zu einem neuen Bunde zusammengedreht, dann auf dem Deckel in geeigneter Weise festgemacht wurden.

Bei zerstörten Hanfbünden wurden zweckmäßig neue Bundteile in den alten Bund auf dem Rücken eingeschoben. Mit einer kräftigen Ahle wurde mitten in jeden der Doppelbünde eingestochen, bis die Ahle nach der fünften oder sechsten Lage auf dem Rücken wieder austrat. In dieses vorgestochene Loch wurde dann ein möglichst dickes Stück Bindfaden eingeschoben. Dazu spitzte man das eine Ende des Bindfadens nach vorherigem Aufdrehen an, kleisterte das Ende und drehte es spitz. War es trocken und steif geworden, so konnte es mühelos in den Bund eingeschoben, das Ende auf dem Rücken verklebt werden. Solche Bände müssen auf alle Fälle dann abgepreßt werden, wozu der Rücken gekleistert und gesäubert wird. Die

Bundenden werden dabei gut verstrichen, so daß der Rücken ganz glatt wird. War der Rücken mit Pergament überklebt, so muß das auch jetzt wieder geschehen, wie überhaupt alles stets nach Möglichkeit wieder in den vorherigen Zustand gebracht wird.

Schwieriger als die Behandlung zerstörter Bünde ist das Wiederherstellen des im Falz gebrochenen Leders. Ist der Rücken selbst noch vorhanden, so wird er vorsichtig abgelöst; das Leder des Deckels wird am Falz her mit sehr scharfem Schärfmesser unterschnitten, so daß das Messer möglichst zwischen Deckel und Leder einschneidet. An den Ober- und Unterkanten wird neben dem Kapital ohne Rücksicht auf den Einschlag das Messer nach außen geführt, da das zur Ergänzung verwendete Leder hier eingeschoben und in den Rücken eingeschlagen wird. Sind die Fälze nur teilweise gebrochen, so wird auch nur ein entsprechend großes Ledererſatzteil eingeschoben und am Kapital eingeschlagen. Das Leder der Ergänzung muß sehr vorsichtig und genau geschärft werden; ehe es unter die noch vorhandenen Teile untergeschoben, wird es möglichst genau beigefärbt. Die früheren Bände sind meistens Kalb- oder Ziegenleder, seltener Schafleder gewesen. Kann man solche in lohgarem Zustande nicht erlangen, so wird Schafleder schon für die meisten Fälle ausreichen; es ist viel besser als sein Ruf, ist haltbar und geschmeidig, und

außerdem wird an die Haltbarkeit alter Bände, die wiederhergestellt wurden, doch nicht mehr der Anspruch gestellt wie an neue Bände. Daß man bei solchen Wiederherstellungen nach Möglichkeit auch etwaige Streicharbeiten wieder nacharbeiten wird, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

Weitergehende Wiederherstellungen, die ein Neubinden des Bandes erfordern, müssen genau im Sinne der ursprünglichen Arbeit ausgeführt werden. Es ist unangebracht, bei solchen Arbeiten etwa eine „Verschönerung" einleiten zu wollen. Das trifft nie den Sinn der Sache, und ich bedaure, daß unser verstorbener Kollege Dörflein, der ein anerkannt tüchtiger Fachmann war, die Sammlungen der Einbände in Ochsenfurt in dieser verschönernden Art ihres ehemaligen Charakters entkleidet, sie hinterher auch noch kräftig lackiert hat. Wer solche Arbeiten übernimmt und nicht reichliche Erfahrungen auf diesem Gebiete hat, der soll zuerst mit Sammlern oder Sammlungsdirektoren die Arbeit bis in das kleinste besprechen, ehe er sich mit der Restaurierung befaßt.

Da, wo alte Blinddrucke zu behandeln sind, soll man möglichst den Versuch vermeiden, sie abzuwaschen, da die Schärfe des Druckes immer etwas zurückgeht. Sind die Drucke noch sehr scharf, so kann man sie in sehr verdünntem Pottaschenwasser mit etwas Seife reinigen und

dann mit sauberem Regenwasser den Schmutz und Schlamm wegspülen. Besser ist es, wenn gar nichts mit Waschen geschieht. Weißlederbände, Schweins- oder Wildlederbände dürfen keinesfalls gewaschen werden. Ein scharfes Abreiben mit weichem Gummi oder Brot wird in den meisten Fällen sehr viel zur Aufmunterung des Bandes tun. Müssen an solchen Bänden Ausbesserungen vorgenommen werden, dann wähle man etwas verbrauchtes Wildleder, um die Farbe zu treffen. Im Notfalle kann man das Leder mit Kaffee etwas antönen. Man muß sich da von Fall zu Fall helfen. Ich habe schon die vom Arbeiten noch frischen Weißlederteile mit Kehricht bestreut und dieses dann weggewischt. Es stört bei solchen Arbeiten nichts mehr als ein in der Farbe zu frisch erscheinendes Stück. Eine Hauptbedingung soll sich jeder Wiederhersteller als oberstes Gesetz vorsetzen: nie mehr tun wollen, als zur Erhaltung des Gegenstandes eben gerade erforderlich ist. Wie schlimm ein Mehr in dieser Beziehung wirken kann, ersieht man aus dem ehemals so prächtigen venezianischen Bande in Gotha, den ein Buchkünstler — der Mann hat wirklich etwas gekonnt —, in den dreißiger oder vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts restauriert und — — die Vergoldung „nachgedruckt" (!) hat. Er hat den Bestand des Uglheimer Bandes verdunkelt, so daß sein Zustand zu Irrtümern Ver-

anlassung geben konnte. Also: Lieber zuwenig als zuviel!
Schwierig ist es, gebrochene Fälze bei Pergamentbänden wiederherzustellen, da sich Pergament nicht gut mit anderem Pergament verbindet. Der eine Weg, dünnes weißes Wildleder in entsprechender Breite darüber zu setzen, ist sehr wohl gangbar, aber nicht immer anwendbar. Wer in den Besitz von breiiger Zellulose, die mit Essigsäure verdünnt werden muß, gelangen kann, der hat ein sehr gutes Mittel in der Hand, Pergament zusammenzukleben. Dazu müssen die Kanten schön verlaufend geschärft, dann beide Teile, das Vorhandene und das Ergänzungsstück, angeschmiert werden. Die geklebten Stellen müssen unter einem gelinden Druck trocknen. Was einmal geklebt hat, ist fast unlöslich verbunden.
Bände aus der Zeit der Handvergoldung lassen sich sehr gut reinigen mit stark verdünnter Natronlauge, doch darf man eine Stelle nicht mehr als einmal überfahren. Der sich lösende Schmutz wird mit reinem Wasser vorsichtig abgespült. Zu reparierende Ecken oder Kanten werden mit scharfem Messer von der Kante aus flach unterschnitten, das zur Ergänzung bestimmte Leder wird geschärft und eingeschoben. Dazu wird es auf beiden Seiten mit Kleister angeschmiert. Halbtrocken wird der Band dann eingepreßt, wobei man ein Stanniolblatt vorlegt. Nach dem Trocknen läßt sich dieses ohne Schwierigkeit ablösen

und kann öfter wieder verwendet werden. Abgelöste Rükken, die wieder aufgeklebt wurden, schnürt man mit Bindfaden bei dicht aneinanderliegenden Windungen auf. Nach dem Trocknen werden die Teile sich sehr gut verbunden haben.

Müssen Kapitale erneuert werden, so kann das nur im Sinne der etwaigen Reste geschehen. Sind solche nicht mehr vorhanden, dann ist das Kapital im Sinne der Zeit des Bandes wiederherzustellen. Es ist allerdings Voraussetzung, daß der mit der Wiederherstellung Betraute mit der Geschichte der Einbandkultur soweit vertraut ist, daß er keinen Verstoß macht.

Die orientalischen Einbanddecken — vollständige Bücher sind sehr selten — erfordern auf der einen Seite vieles Wissen in bezug auf Einbandgeschichte, sind auf der anderen Seite aber doch leichter zu behandeln, da sie sich viel mehr gefallen lassen als die abendländischen Bände. Einen solchen Deckel, muß er abgelöst werden, kann man ohne Bedenken ins Wasser legen und abweichen. Das Gold sitzt so sicher und fest, daß es auch ein Wasserbad aushält. Müssen Decken gereinigt werden, so kann man mit Pottaschenwasser die ganze Decke vorsichtig überwaschen, ja in schlimmen Fällen ist stark verdünnte Natronlauge ein vorzügliches Reinigungsmittel. Das Überwaschen darf stets nur einmal geschehen, der abgelöste

Schlamm oder Schmutz wird dann mit reinem Wasser abgespült. Das geschieht am besten — wenn das notwendige Geschick vorhanden ist — unter der Wasserleitung, besser mit einem Brauseapparat, wie er von den Photographen benützt wird. Da die orientalischen Deckelkerne meist aus Papiermakulatur zusammengeklebt sind, sollten sie stets vorsichtig auseinandergelöst und so bezeichnet werden, daß man den zugehörigen Band feststellen kann. Es wird in vielen Fällen möglich sein, aus dem Inhalte der Makulatur festzustellen, wie alt der Band ist und woher er kam. Dazu muß natürlich die Hilfe eines Orientalisten in Anspruch genommen werden.

Durch Direktor Frauberger und seinen Bekanntenkreis bin ich mit allen auf kunstgewerblichem und künstlerischem Gebiete maßgebenden Persönlichkeiten des Rheinlandes bekannt geworden. Am wichtigsten und nutzbringendsten war die Einführung in die Kreise der Künstler und Maler. Ich habe dort unter diesen so viel wirkliche Förderung und Hilfe gefunden, und alles das kosten- und stempelfrei. Am wertvollsten und nachhaltigsten war ein systematischer Unterricht bei Maler Grotjohann, bei dem ich fast täglich war. Ein Mann von seltener Gutmütigkeit, die nur von seiner fast sprichwörtlichen Grobheit und drastischen Ausdrucksweise übertroffen wurde. „Sie Nachtwächter", das war sein gangbarstes Kosewort, zu-

gleich Tadel und Liebenswürdigkeit in zusammengefaßter Form. „Wenn ich nicht so grob wäre, würde man mich meistens gar nicht verstehen." Ich verstand ihn immer; er muß also wohl sehr grob gewesen sein. Dabei war er von einer nicht zu überbietenden Gefälligkeit. Er litt in den letzten Jahren seines Lebens an einem schweren Kehlkopfleiden, was ihn auch schließlich dahingerafft hat. Ich suchte für irgendeine heraldische Arbeit einen Kettenpanzer; ich wußte, daß Grotjohann einen solchen besaß, und bat ihn darum. Er war schon recht leidend und arbeitete nur mit Mühe an der Staffelei. Er konnte das Stück nicht gleich finden, und ich ging unverrichteter Sache nach Hause. Abends nach zehn Uhr kam er noch in meine Wohnung; er hatte das Stück gefunden und brachte es mir noch, „damit ich nicht in Verlegenheit käme". Er war wohl einer der besten Illustratoren seiner Zeit.
Gleich in den ersten Wochen meiner Anwesenheit in Düsseldorf bin ich auch mit dem Direktor des Kölner Museums, mit dem frühverstorbenen Pabst, bekannt geworden, und durch diesen mit dem alten E. A. Seemann in Leipzig. Schon gleich bei der ersten Zusammenkunft mit ihm fragte er, ob ich geneigt wäre, ein Werk über Einbandkunst zu schreiben; natürlich war ich geneigt, und um so lieber, als ich gerade mit Löwenstein gebrochen hatte. Es sollte aber nur die reine Buchbinderei sein ohne

die Nebenfächer, im übrigen hatte ich freie Hand und konnte einteilen wie ich wollte. Das wurde „Der Bucheinband", der sechste Band in der Reihe der Kunsthandbücher der Seemannschen Sammlung. Es dauerte kein Vierteljahr, bis das Manuskript in Seemanns Händen war. Während ich noch bei der Arbeit war, kam eine Anfrage von Wilhelm Knapp, dem Vater der jetzigen Generation in Halle, der das Bradesche Werk umgearbeitet haben wollte. Ich schrieb ihm zurück, daß ich das sehr gern machen wolle, aber ich hätte eben mit Seemann eine Vereinbarung, und ohne dessen Zustimmung würde ich ein Parallelwerk nicht schreiben. Darauf verzichtete Knapp auf die Sache, die erst viele Jahre später wieder aufgenommen wurde, aber nicht im Zusammenwirken mit mir. Dagegen fragte die Firma Pfeilstücker in Berlin wegen einer kunstgewerblichen Buchbinderzeitung an. Auch hier sagte ich zu und war mit Pfeilstücker sehr bald einig. Leider hat dieser schon nach zwei Jahren die Zeitschrift an einen anderen Verleger verkauft. Damit begann einer der sorgenvollsten Abschnitte meines Lebens. Der neue Verleger verfügte nicht über die erforderlichen Mittel, die Zeitschrift zu halten. Er hielt bei mir an, ich möchte ihm Akzepte geben, die für meine Verhältnisse sehr hoch waren. Ich fragte bei Seemann in Leipzig an nach den Verhältnissen des Mannes. Er gab den Bescheid, daß ich

es mit einem fleißigen Manne zu tun hätte, und sei ich in der Lage, ihm zu helfen, so solle ich es wohl tun. Und ich tat es. Noch in dem Augenblicke, da ich den Brief mit den Akzepten in den Briefkasten stecken wollte, hielt meine Frau, die mit mir zur Bahn gegangen war, die Hand zurück: „Überlege es dir noch einmal; du hast Frau und Kinder, die dir näherstehen." Ich hätte der vorsichtigen Frau folgen sollen. In dem Augenblicke überlegte ich: Ging es gut, so hatte ich vielleicht einen Freund fürs Leben gewonnen. Aber warum sollte es schlecht gehen? Der Mann hatte nach Seemanns Ansicht eine gute Zukunft – also ich schickte die Akzepte weg. Vier Wochen nachher meldete der Herr Konkurs an, am selben Tage sein Drucker. Das hat mich viele schlaflose Nächte gekostet, mein armes Weib auch; aber ich habe von ihr kein Wort des Vorwurfs gehört, still hat sie die vielen Sorgen auf sich genommen und ehrlich mit getragen, was ich doch eigentlich verschuldet.

Ich wußte, daß die Volksbank in Görlitz die fraglichen Akzepte in der Hand hatte; ich schrieb dahin, teilte schon vor der Fälligkeit der Papiere den Sachverhalt mit und bat, die Beträge für mich belastend und als verzinslichen Vorschuß einzutragen. Gute Bürgen würde ich stellen. Eine Antwort kam nicht, dagegen ein anderer; das war der Gerichtsvollzieher. Ich wandte mich an einen Rechts-

anwalt: „Was soll ich tun?" Seine erste Frage war: „Was haben Sie für einen Ehevertrag?" „Nach Katzenellenbogenschem Landrecht." „Dann sind Sie einstweilen gerettet, aber Sie müssen doch für Deckung in absehbarer Zeit sorgen, denn zahlen müssen Sie. Aber ich schaffe Ihnen Frist, und Zeit gewonnen ist alles gewonnen." — Er hatte recht; das Katzenellenbogensche Landrecht datiert noch aus einer früheren Zeit der hessischen Regierungen, und in Preußen kennt es kein Rechtsanwalt und kein Richter. Es wurde mir also aufgegeben, innerhalb sechs Wochen den Wortlaut des Landrechtes und meine Ehepakten zu beschaffen. Damit war mir einstweilen geholfen, die Bank mußte warten, und in der Zeit hatten meine Geschwister schon das Geld glatt an die Görlitzer Bank eingezahlt. Damit war aber noch nicht alle Sorge behoben. Der fragliche Verleger — er lebt heute in sehr glänzenden Verhältnissen — hatte mir bei Übernahme der Zeitschrift gesagt, es sei sehr umständlich, wenn die Manuskripte erst an ihn und dann an den Drucker gingen; ich solle direkt mit dem Drucker verhandeln, ebenso mit Zeichner und Lichtdrucker. Die Rechnungen solle ich ihm einsenden, und er zahle. Er hat aber keinen Menschen bezahlt, und nach dem Konkurse blieb ich für alles haftbar nach dem Grundsatze: Wer bestellt hat, bezahlt auch. Und ich habe bezahlt, und wieviel! Es ging weit

über meine Kräfte. Ich habe damals an alle Firmen geschrieben, denen ich Geschäftsschulden zu zahlen hatte, und zwar dahin, wo höhere Beträge in Frage standen. Die kleinen Posten und die kleinen Kläffer konnte ich selbst schon regulieren, denn die machten mir das Leben am meisten sauer. Ich darf heute dankbar anerkennen, daß man mir damals, gerade seitens der größeren Firmen, bereitwillig beigestanden hat. Aus dieser Zeit datiert auch meine Freundschaft mit der Gravieranstalt Fritz Dornemann. Unverlangt und unerbeten hat er mir nicht allein Beträge gestundet, sondern auch noch mit barem Gelde kräftig und erfolgreich unter die Arme gegriffen. Darunter hat nur einer zu leiden gehabt, und das war unser guter, alter Klement; es lag nahe, daß ich von der Zeit ab überhaupt in ein Freundschaftsverhältnis mit Dornemann gekommen bin und auch alle Aufträge von mir aus an Dornemann gingen. Das hat aber nicht verhindert, daß ich doch so manches liebe Mal noch unseren Klement empfehlen konnte.

Mittlerweile hatte eine Stuttgarter Verlagsfirma an mich geschrieben wegen Herausgabe eines Fachbuches. Eiligst habe ich das geschrieben, um Geld in die Finger zu kriegen; denn in Geldklemme war ich trotz aller Hilfe dauernd. Das Manuskript ging nach Stuttgart, aber eine Antwort kam in den nächsten Monaten nicht. Auf Anmahnen kam

die Antwort, man habe noch keine Zeit gehabt, die Arbeit zu prüfen. Nach abermals drei Monaten habe ich mit Hilfe eines Rechtsanwaltes wenigstens das Manuskript zurückerhalten. Aber damit hatte ich noch kein Geld. Ich wandte mich an die Firma Hartleben in Wien; die war bereit, das Werk zu nehmen. Mit dem Satz und Druck ging es rasch. Mir sagte die Ausstattung durchaus nicht zu, und ich beantragte größere Abbildungen, da die bisherigen viel zu klein waren. Kurz und grob schrieb die Firma, das ginge mich gar nichts an, das wäre ihre Sache; auf die Ausstattung hätten die Autoren keinen Einfluß. Ich mußte mich zufrieden geben. Der Satz selbst war so kompreß, daß eine Menge auf einen Bogen ging, der erwartete Umfang also nicht erreicht wurde. So kam es, daß ich für das ganze Werk etwa fünfhundert Mark erhielt und wenige Freiexemplare. Dann kam die Firma noch und begehrte, ich solle mich für das Beibringen von Inseraten und für den Vertrieb interessieren. Jetzt schrieb ich kurz und grob, das sei Sache des Verlages, ein Autor habe anderes zu tun, als Annoncenakquisiteur zu spielen.

In der Werkstatt war ich mit Arbeiten dabei doch reichlich beschäftigt, oft reichlicher, als ich zu leisten imstande war. Die Restaurierungsarbeiten für das Museum waren beendet, und eine Periode der Adressen war eingetreten. Bald nacheinander waren für Fürst Bismarck und

für den alten Kaiser Wilhelm zum Teil sehr reiche Adressen ausgeführt worden, meist mit echten Beschlägen und Edelsteinen. Eine große Anzahl wurde durch den Kölner Goldschmied Hermeling bestellt, wie auch der Düsseldorfer Goldschmied Stüttgen, der übrigens ein Schwager des Malers Grotjohann war, fortwährend Aufträge hatte. In Malerkreisen war es auch üblich geworden, sich nach Aufträgen für solche Arbeiten umzusehen, und fast mit allen den Künstlern von Ruf, mit Fritz und Ernst Röber, Rocholl, Arthur Kampf, Frenz, dem älteren und dem jüngeren Deiters, von Gebhardt, Karl und Johann Gehrts habe ich zusammen gearbeitet. Aber in allen Fällen habe ich es durchsetzen können, daß nicht allein die Arbeit, sondern auch der Entwurf von mir geleistet wurde. Ich habe das zur Conditio sine qua non gemacht, und – ich habe mich stets gut dabei gestanden. Besprochen und beratschlagt wurde ja doch alles bis ins kleinste, und da kam manche Idee der Künstler in die Arbeit, aber die Technik kam dabei ebenfalls zu ihrem Rechte. Es ist bedauerlich, daß solche Arbeiten durch die völlig veränderte Lage, durch das Verschwinden früherer Machthaber und Industriegrößen, fast aus den Werkstätten verschwunden sind. Welche Unmengen von Geld, welch reiche Möglichkeit zur Betätigung des Kunstgewerbes ist uns verlorengegangen und nichts anderes an dessen Stelle getreten!

Diese Zeit ist mir eine vorzügliche Schulung gewesen, für die Künstler aber wertvoll insofern, als sie endlich einmal einen Einblick in die Technik und deren Erfordernisse erlangten. Darum sind sie auch willig auf meine Wünsche eingegangen; ich wiederum habe so manches Wissenswerte aus den Ateliers nach Hause gebracht. Farbenbehandlung und Farbenlehre habe ich doch erst richtig in dieser Zeit gelernt. Daß ich auch sonst in mancher Beziehung hinter die Kulissen gesehen habe, wird man erklärlich finden. Ateliergeheimnisse und Atelierklatsch ist etwas, was mit jeder Künstlerzentrale untrennbar verbunden ist. Das Künstlervölkchen ist eben reichlich anders geartet als andere Sterbliche. Aber das eine muß man doch allen den Herren zugestehen: alle Hilfe und alle Unterstützung haben sie in allen Fällen völlig selbstlos und gern geleistet. Auch in dieser Beziehung sind sie eben anders geartet als andere Menschen. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

Es ist dann nur eine natürliche Folge gewesen, daß die beiden großen Ausstellungen, 1902 und 1904, völlig unter dem Einflusse der Künstlerschaft standen, soweit das Kunstgewerbe und die hohe Kunst beteiligt waren. Daß damit etwas zu leisten war, hat das Kunstgewerbe ja damals reichlich bewiesen.

Ich war damals Obermeister der Buchbinderinnung,

hatte den Vorschlag gemacht, eine arbeitende Werkstatt mit den modernsten Maschineneinrichtungen aufzustellen, daneben auch eine alte Werkstatt des achtzehnten Jahrhunderts. Zu dem Zwecke wurden Verhandlungen eingeleitet mit den verschiedenen Maschinenfabriken, die sich alle gern bereit erklärten, die Sache zu übernehmen, auch die Kosten für den elektrischen Antrieb und andere kostspielige Nebensächlichkeiten. Die Sache kam gut in Gang. Ich hatte im Sinne, den Beweis zu erbringen, daß ein genossenschaftlicher Betrieb für unser Gewerbe sehr wohl möglich und ersprießlich sei. Ich hatte auch mit den Fabrikanten bereits Verhandlungen angeknüpft, nach denen sie der Vereinigung nach Schluß der Ausstellung die Maschinen nach einem ganz bestimmten Zahlungsmodus überlassen, außerdem aber auch noch eine recht ansehnliche Summe als Betriebskapital einschießen wollten. Der Syndikus der Handwerkskammer sagte ebenfalls eine namhafte Summe zu als Beihilfe. Es war das zusammen eine Summe, mit der man eine kleine Fabrik einrichten konnte. Leider blieb die Sache ein schönes Ideal. Einige der Herren „Kollegen" hatten das Bedürfnis, den während der Ausstellung bestehenden genossenschaftlichen Betrieb möglichst für sich selbst nutzbar zu machen und so einzuleiten, daß sie nach der Ausstellung eine Gruppe neuer Kunden – aber nur für sich selbst – ergattert hät-

ten. Das wollte aber jeder von ihnen. Ich war nicht geneigt, auf diese Art des Betriebes einzugehen, die Sache kam nicht nach meinem Wunsche, der ein Ideal schaffen wollte, aber gerade an diesem Gedanken zugrunde ging, zur Ausführung. Ideale sind Sachen, die nie zu erreichen sind, denn dann sind's eben keine Ideale mehr. Ich trat von der ganzen Sache zurück und überließ den Allzuschlauen das Feld. Der ganze Plan kam nicht zur Ausführung, und es war noch manche mißliche Auseinandersetzung die Folge. Sogar von einzelnen Firmen eingezahlte Beträge waren nicht abgeführt worden, und waren dann nicht ohne Schwierigkeiten zu erlangen. Glücklicherweise hatte ich damit dann nichts mehr zu tun, da ich mich beizeiten herausgezogen hatte. Das eine war für mich betrübend: Statt daß ich den Nachweis erbracht hatte, daß ein Genossenschaftsbetrieb möglich und lohnend sei, war schlagend bewiesen worden, daß eine Gruppe von Buchbindern nicht fähig sei, ein solches Unternehmen gemeinsam und selbstlos zu führen. Die von mir eingerichtete und mit zusammengebrachten alten Werkzeugen ausgestattete alte Werkstatt war eines schönen Tages einfach ausgeräumt und zum Pappenlager eingerichtet worden. Damit war einer der Anziehungspunkte dieses Teiles der Ausstellung verschwunden, und nur das Vogelkörbchen mit dem Distelfink, der mit seinem frohen Singen die

Halle belebt hatte, hat noch lange bei mir in der Werkstatt an die Zeit erinnert. Ich selbst habe die Zeit merkwürdigerweise lebend überstanden. Ich hatte immer geglaubt, entweder in die Irrenanstalt oder in das Korrektionshaus gebracht zu werden. Eine große Ausstellung ist für die, so dabei aktiv beteiligt sind, die denkbar aufregendste Tätigkeit. Die hinterher prompt einlaufende Medaille nebst Diplom ist doch nur ein matter Ersatz für den vielen Ärger und die nie wieder zu ersetzenden Kosten.

Trotzdem wurde im Jahre 1904 doch wieder ausgestellt. Diesmal machte es aber die kunstgewerbliche Gruppe des Semperbundes; und das wurde ein voller Erfolg. Allerdings waren das lediglich Kunsthandwerker, die sich beteiligten, und von den handwerksmäßigen Betrieben kam keiner dazu. Außerdem war der Leitende in bezug auf seine persönlichen und finanziellen Verhältnisse vollständig frei und unabhängig, auch der Zeit nach. Das bewies auch schon die Tatsache, daß unsere Gruppe zur Eröffnung in allen Teilen vollständig fertig war. An diese Ausstellung denken alle Teilnehmer noch mit Genugtuung zurück; denn sie war nach jeder Richtung hin vorbildlich, und was nicht unwichtig: sie war ertragreich, denn es ist fast alles verkauft worden, auch eine Menge von Nachbestellungen gekommen.

Damit war Düsseldorf gewissermaßen „Ausstellungsstadt“ geworden. Es folgten hernach noch eine Gartenausstellung, eine Städteausstellung und verschiedene kleinere Sonderausstellungen. Der Appetit war im Essen gekommen. Nun sollte wiederum eine ganz große Ausstellung stattfinden im Jahre 1915, und schon waren Anfang 1914 teilweise massive Bauwerke errichtet worden. Der Krieg hat dieses Unternehmen zerstört, und in absehbarer Zeit wird weder Düsseldorf, noch überhaupt Deutschland eine so wertvolle Ausstellung aufbringen; wir sind arm geworden. Das Ausland wird es allerdings auch nicht anders machen können, zumal es ohne Deutschland doch auch nicht geht. Im Auftrage der Schulbehörde hatte ich einen Plan für eine Schulausstellung gemacht, die die ganze Entwicklung der Einbandkunst in einem besonderen Gebäude zeigen sollte, in dem auch gearbeitet und verkauft wurde. Plan und Zeichnungen sind aber in meiner Mappe liegengeblieben.

Nach dieser Periode der Ausstellungen kam für mich die Zeit der Fachschule. Schon lange vorher, bereits 1894, hatte ich eine Fachschule und Lehrwerkstatt für Buchbinder, soweit sie sich dem Kunstgewerbe zuwenden wollten, eingerichtet. Die erste Veranlassung dazu war, daß die Reichsdruckerei den damals noch jugendlichen Karl Böttger zu mir in die Werkstatt gab zu seiner weiteren Aus-

bildung. Er war als Handvergolder in der Buchbinderabteilung der Anstalt beschäftigt, sollte fest angestellt werden, dazu aber vorher noch eine kunstgewerbliche Ausbildung von drei Monaten bei mir erwerben. Böttger war ein von der Natur schon geradezu zum Handvergolder prädestinierter Kunsthandwerker. Ruhig, peinlich genau arbeitend und zuverlässig, ließ er keine Arbeit aus seinen Fingern, bevor sie nicht in allen Teilen in bester Weise höchste Vollkommenheit zeigte. Allerdings konnte er in Berlin auch unter den denkbar günstigsten Verhältnissen wirken. Unbegrenzte Mittel waren zur Verfügung, und der Leiter der Abteilung, ein Oberpostsekretär, hatte höchstes Interesse für hervorragende Arbeiten der Kunstbuchbinderei. Dazu kam es auf die Höhe der Kosten und den Zeitaufwand gar nicht an. Böttger ist später einer der besten Handvergolder geworden; was er bei mir an Unterricht genossen, war mehr eine Einstellung auf das Selbstvertrauen; denn er brachte so viel angeborenes Können mit, daß ich die Höhe seiner Kunst gar nicht einmal für mich verbuchen kann.

Jedenfalls war das ein Anfang, der ohne mein Zutun eine ganze Reihe von Schülern nach und nach zu mir zog. Nachdem aber Horn und bald auch Kullmann gestorben waren, meldeten sich immer mehr, und ich fand es für richtig, mich völlig auf den Unterricht einzustellen.

Von 1894 ab ist dann regelmäßiger Unterricht in allen Fächern der Kunstbuchbinderei erteilt worden. Einzelne Schüler kamen nur, um sich zeichnerisch auszubilden. Es waren nicht die schlechtesten, und ich selbst hatte reiche Anregung dabei; denn es hat sich das Wort wiederum bewährt, daß lehren auch lernen heißt. Ich würde nie imstande gewesen sein, meine Lehrbücher zu schreiben und einige Fachzeitschriften zu führen, wenn ich nicht fortwährend hätte lehren und unterrichten müssen. In dem Augenblick, da das praktische Selbstmitarbeiten aufhört, ist die Quelle des fortschreitenden Könnens abgegraben. Da das Handvergolden aber ein fortwährendes Beobachten, noch öfter ein Nachbessern und Nachdrucken seitens des Lehrers erfordert, bringt man es in diesen Nachhilfskünsten zu recht ansehnlichen Fertigkeiten; denn schon im Frieden mußte mit dem Material gespart werden. Außerdem mußte eine Lederfläche nach Möglichkeit ausgenützt werden. Aus diesem Grunde sind alle Arbeiten der Fachschüler im Sinne des guten Geschmackes teilweise überladen gewesen. Es ist ja eine sehr feine Sache, einen Saffianband, der schön in Leder gemacht ist, mit einer feinen Linie dicht an der Kante her zu zieren. Aber das konnte sich eben ein mit Mitteln knapp bedachter Schüler nicht leisten; auf dem Bande mußte geübt werden. Das mögen die bedenken, die an der Lehrweise der Fach-

schulen zu mäkeln und zu tadeln hatten, weil sie selbst das Material nicht zu zahlen brauchten.
Es war an anderen Anstalten dieser Art üblich gewesen, daß die jungen Leute eine Verbindung gründeten, mit Bändern, Bierzipfeln und farbigen Mützen. Ich habe das nie geduldet. Das Können und das Künstlerische liegt nicht an Äußerlichkeiten. „Spare, lerne, leiste was; dann hast du, kannst du, giltst du was." Das sollten die jungen Leute sich zu dauernder Richtschnur machen und sich in Äußerlichkeiten nicht verzetteln.
Dagegen habe ich mich bemüht, einen Zusammenhalt auf andere Weise zu erzielen, die gleichzeitig geistige Anregung zu geben imstande war. Ich konnte das um so eher, als ich stets eine Reihe Schüler im Hause hatte. Sonntags machten wir gemeinsame Ausflüge in die Umgegend, von denen so manche Pflanze mit heimgebracht und als wertvolles Studienobjekt zum Zeichnen benützt wurde. Ich habe meinen Schülern gezeigt, wie man die Natur und die Welt betrachten müsse, um sie auch zu genießen und einen nachhaltigen Eindruck davon zu haben. Ich habe gefunden, daß das den jungen Leuten in allen Fällen wünschenswert war, daß sie sich dabei wohlgefühlt haben. Daß dabei die Schüler selbst sich in ihren Eigenarten gegenseitig kennen lernten, war eine wünschenswerte Nebenerscheinung, die übrigens manche Schnurrig-

keit zutage förderte. Wir hatten einen jungen Holländer, der von einer gewaltigen Länge war für seine siebzehn Jahre. Der Vater hatte in seine Sparsamkeit kein allzu großes Vertrauen gesetzt; in der Tat verstand er mit seinem Gelde, das der Vater ausgesetzt hatte, wenig gut hauszuhalten. Er bekam es von mir wöchentlich zugeteilt, und zwar Sonntag morgens. Am Montage war es meist schon am Ende, und dann mußte er sich Zigarren und Bier verkneifen. Da pumpte er gewöhnlich einen oder den anderen an; kam dann der neue Zahltag, dann hatte er nichts mehr übrig, wenn er die Schulden zurückgezahlt hatte. Ich machte oft genug von der Berechtigung Gebrauch, ihm einen Vorschuß zu zahlen, aber nur unter der Bedingung, daß er über seine Ausgaben Buch führte und mir täglich Rechenschaft ablegte. Etwas besser wurde es ja dadurch, aber eine dauernde Geldklemme war doch der Normalzustand.

Eines Morgens erschien der Geldbriefträger und fragte nach unserem Holländer; er machte schon so ein verschmitztes Gesicht. Eilig sprang der herbei: „Ach, das ist von meiner Großmutter, der hab ich geschrieben!" Mit Freuden unterschrieb er die Anweisung und suchte schon nach einem Trinkgeld für den Beamten: er hatte nichts mehr und pumpte rasch einen Mitschüler an. Der Briefträger erhielt seine zwanzig Pfennige und erklärte dem Empfän-

ger, er habe für ihn fünf Pfennige zu zahlen, und eben= soviel habe er als Bestellgeld einzuziehen, die Rechnung sei gerade glatt. (Das war nämlich noch zu einer Zeit, da man für zwanzig Pfennige fünfhundert Mark versenden konnte.) Das Gesicht des langen Holländers war zum Malen dämlich geworden, um so mehr, als der entmenschte Chor der Mitschüler in ein Indianergeheul ausbrach. Die hatten natürlich die Sache so eingefädelt und auch dem Briefträger die Verhaltungsmaßregeln gegeben.

Schlimmer war es einst einem andern, einem Pfälzer, ergangen. Der machte unsere Sonntagsspaziergänge selten mit; das war ihm zu spießbürgerlich, weil ich darauf hielt, daß man im Biertrinken über ein bestimmtes Maß nicht hinausging. Er mußte aber sein gerechtes Maß haben und zog oft genug ohne die anderen zu seinen Taten aus. Eines Montags erschien er morgens nicht zur Arbeit, das heißt, er kam erst gegen elf Uhr mit verbundenem Kopfe. Er sei abends im „Franziskaner" gewesen, da wäre er am Tische eingeschlafen und hätte plötzlich ein zerbrochenes Bierglas von hinten an den Kopf bekommen, das ihm das Ohr teilweise durchschnitten hätte. Er komme soeben vom Arzt, der ihn verbunden hätte. Man fragte ihn eingehend aus, aber er wußte kaum etwas von der Sache, aber wir wußten, daß er wahrscheinlich wieder einmal sich die Nase gründlich begossen hatte, daß er dann ohne-

seine Schuld bei einer Rauferei anderer Gäste etwas abbekommen hatte. Er war sonst ein harmloser und friedlicher Mensch, aber reichlich langsam im Denken. Man redete ihm zu, nun doch einmal nach dem „Franziskaner" zu gehen und den Kellner, der ihn abends schon abgewaschen und aus dem Hause gebracht hatte, zu fragen, wer denn die Gäste gewesen wären, damit er die möglicherweise zur Rechenschaft ziehen könne. Das tat er; der Kellner aber war harthörig und wollte nichts wissen, und unser Freund kam unverrichteter Sache wieder. Der Kellner hätte gesagt, es wären Mitglieder eines Athletenklubs gewesen, die Streit gehabt hätten. Damit war einstweilen die Sache erledigt. Nach einigen Tagen kam ein Brief an unseren Pfälzer, auf Briefumschlag und Briefkopf der gleiche Stempel eine gewaltige Hantel, und darunter D. A. C. unterzeichnet mit einer unleserlichen Handschrift und: Düsseldorfer Athletenklub. Der Inhalt war eine Entschuldigung für das Verhalten eines Mitgliedes, das „überhaupt schon etwas auf dem Kerbholze" hätte, und die Aufforderung, zur nächsten Vereinssitzung in das Vereinslokal zu kommen, damit der Schuldige sich bei ihm entschuldigen könne. Näheres stand nicht dabei. Natürlich wußten die Mitschüler längst, wer das Karnickel war, das mit dem Ende eines Lineals und zwei dicken Bleistiften einen Athletenklubstempel, dann aber auch das Schrift-

stück hergestellt hatte. Man riet ihm, zur Polizei zu gehen und sich dort nach dem Vereinslokal zu erkundigen, was der Unglücksmensch auch prompt besorgte. Die müssen wohl auf dem Revierbüro auch schon so eine Ahnung gehabt haben, wie etwa die Sache zusammenhängen könnte. Einen solchen Klub mit dem Namen gäbe es überhaupt nicht, aber man nannte ihm doch einige Vereine, die wohl in Frage kämen. So lief er denn von einem Vereinsabend zum anderen und hätte in dem einen auch beinahe noch Schläge erhalten. Es hat aber doch noch eine Weile gedauert, bis ihm die Wahrheit gedämmert hat. Dazu hatte aber auch noch der eine der Mitschüler nicht reinen Mund gehalten und den Ulk verraten.

Es ließen sich noch ganze Reihen solchen Ausflusses jugendlichen Übermutes aufzählen; es mag aber mit den Proben genug sein.

Wir haben in jedem Jahre ein Frühlings- und ein Herbstfest gefeiert. Meistens hatte ich dazu noch ein besonderes Theaterstückchen geschrieben, was dann von den Schülern gemimt wurde; daß hinterher getanzt, vorher aber noch musikalische und andere Vorträge exekutiert wurden, ist verständlich. Diese Feste erhielten ihren besonderen Reiz dadurch, daß einige jüngere und ältere Maler, darunter der bekannte Karl Maria Seyppel, regelmäßige Gäste waren, die selbst niemals um einen richtigen Ulk verlegen

waren. Zu solchen Gelegenheiten wurden dann auch Fest- lieder und Programme gedruckt, für die dann Deckenum- schläge hergestellt und von den vielen Gästen gern als Andenken mitgenommen wurden. Viel schöne Stunden der Erholung hatten wir, und die Vorbereitungen brach- ten manche Gelegenheit zu demonstrativer Arbeit. Da es unter den gegebenen Verhältnissen möglich war, den Schü- lern den Verkehr in guter Gesellschaft zu vermitteln, war auch nach dieser Richtung hin für sie ein nicht zu unter- schätzender Gewinn im Gefolge. Ich habe mich stets be- müht, den jungen Leuten während ihres Aufenthaltes in Düsseldorf nach Möglichkeit die Familie zu ersetzen.

Nachdem ich die Schule fünf Jahre lang geführt hatte, wurde mir durch Vermittlung der Handwerkskammer ein Zuschuß der Regierung unter der Bedingung bewil- ligt, daß die Stadtverwaltung den gleichen Betrag bewil- lige. Das ist dann auch glatt zugestanden worden. Nach zwei Jahren verdoppelte die Regierung die Staatsunter- stützung und damit die Stadt ebenfalls. Zu dieser Zeit wurden auch regelmäßig Ausstellungen veranstaltet, in jedem Semester einmal, teils in der städtischen Kunsthalle, teils im Kunstgewerbemuseum. Die Einrichtung hat auf das Streben und den Fleiß der Schüler merklichen Einfluß gehabt; es gibt für junge Leute nichts, was fördernder ist als die Konkurrenz der Arbeit, der Wettbewerb im Streben.

Man spricht und schreibt heute soviel davon, daß unsere Jugend anders geworden sei, daß sie nicht mehr arbeiten wolle, nicht mehr so arbeitsfreudig und strebsam sei wie früher. Das ist durchaus nicht der Fall. Alle die, die sich im Gewerbe dem Kunstgewerbe zuwenden, sind heute strebsamer als früher; sie haben mehr vom Kunstgewerbe und von der Schönheit und Dankbarkeit des erwählten Berufes gesehen, es stehen ihnen viel bessere Bildungsmittel und Gelegenheit sie zu benützen zur Verfügung, als seinerzeit uns in meiner Jugend. Wir wußten ja nichts vom Kunstgewerbe, und selbst das, was auf den Gewerbeschulen damaliger Zeit gelehrt wurde, war doch sehr mäßig. Die Handwerker selbst zeichneten ohne Verständnis für Form, Farbe, Stilrichtung und Stilreinheit. Es ist geradezu verwunderlich, daß doch noch so viel Brauchbares dabei herausgekommen ist. Außerdem war niemand da, der sich des geistig notleidenden Handwerkers annahm. Selbst, nachdem man von seiten der Architekten sich nach und nach des Handwerks annahm, ging man zuerst von der Architektur zur Innenarchitektur, zur Möbelausstattung und zu den Dekorateurarbeiten über. Am besten waren die Goldschmiede dran, die hatten bereits eine alte Tradition und waren überhaupt die Kunsthandwerker aller Zeiten. Ebenso glücklich waren die Kunstschmiede und Schlosser, denn sie

hatten die Tradition der Technik, und kaum ein anderes Gewerbe hat zu allen Zeiten so materialgerecht und materialverständig gearbeitet wie Schlosser und Schmiede. Aber dann kamen noch lange, lange nicht die Buchbinder an die Reihe. Darum kümmerte sich kein Mensch, wie das Buch innerlich und äußerlich aussah, und die Buchbinder gingen im Schlepptau der Franzosen, verwendeten Stempel in deren Richtung. Dann bemächtigten sich die Herren von der hohen Ästhetik der Buchkunst und fingen erst im Innern des Buches an. Zunächst hatten sie in der Sache aber nichts getan, als über die Unfähigkeit und Geschmacklosigkeit der Buchbinder geschimpft. Dann hielten sie ihnen die guten alten Arbeiten der Italiener und Franzosen als Musterbeispiele vor. Als dann die geduldigen und gehorsamen Buchbinder sich bemühten, französische Arbeiten nachzumachen, was noch besonders begünstigt wurde durch die während des französischen Feldzuges ausgewiesenen deutschen Buchbinder, da schimpften ebendieselben Herren und eiferten gegen die „Imitationsbände". Etwas Neues an deren Stelle zu setzen hatten sie nicht. Das kam erst nach der Darmstädter Ausstellung.

Es war so ungemein billig, neue Vorschläge und dann den Buchbindern auch noch Vorwürfe zu machen, daß sie den neuen Vorschlägen nicht rasch genug folgen konnten.

Man hatte eben von der Technik des Einbandes und seiner Ornamentierung auch nicht die geringste Kenntnis; daß dazu auch gravierte Werkzeuge um vieles Geld erworben werden mußten und daß die Buchbinderei das schlechtestbezahlte Gewerbe war, wußte man in den Kreisen der Ästheten nicht, war auch einstweilen gar nicht gewillt, sich um die Technik zu kümmern. Die Sanierung des Buchbindergewerbes, der Buchtechnik sowohl wie der Ziertechnik, kam im wesentlichen aus den Kreisen der Buchbinder selbst, und das war die Generation, die nach dem französischen Feldzuge mit eigenen Opfern eine neue Einbandkunst aufbaute, und zwar in verständiger Anlehnung an die englische Buchkunst, die der französischen bereits überlegen war. Das französische kunstgewerbliche Buch war im wesentlichen ein Prunkstück, das englische aber ein Gebrauchsgegenstand. Das haben die Deutschen aber bald herausgefunden und sich danach gerichtet, davon gelernt. Eine grundlegende Änderung hat es jedoch erst nach der Darmstädter Ausstellung gegeben; von da an lernte der Buchbinder ein selbständiges Denken, ein Abweichen von dem Hergebrachten im Ornament, eine materialgerechte Behandlung der Außenbekleidung, eine Wiederaufnahme guter alter Technik am Buchblock im Sinne unserer Vorfahren. Dazu kam, daß wir Deutschen eine Fachliteratur erhielten und Fachzeitschriften sich auf-

taten. Bei uns ist nur der Vorteil, daß wir reine Fachzeitschriften erhielten, während im Auslande die Buchbinderei in den Fachzeitschriften nur eine Sonderabteilung bildet. Eine so reich mit guten Abbildungen ausgestattete Zeitschrift wie das Archiv für Buchbinderei hat kein anderes Land, eine so verbreitete wie den Allgemeinen Anzeiger für Buchbindereien auch nicht.

Diese Fachliteratur wäre gar nicht möglich und dauernd durchzuhalten, wenn nicht der Leserkreis sich dafür interessierte. Gerade die Jüngeren unter den Fachleuten sind es, die hierbei den Leserkreis ausmachen; sie sind naturgemäß die Strebsamsten, sie wollen dauernd auf dem laufenden erhalten sein und Neues erfahren. Ich wage demnach die von mir in fester Überzeugung ausgesprochene Behauptung, daß unsere Jugend, soweit sie im Handwerk und besonders im Kunsthandwerk steht, genau so strebsam, vielleicht noch intensiver strebsam ist als vor dem Feldzuge. Das allerdings muß zugestanden werden: Es gibt eine Gruppe von Hetzern und Unverständigen, die den Jugendlichen gern die Meinung beibringen möchte, daß das Arbeiten nur ein höchst überflüssiges Übel ist, daß eine Weiterbildung nicht nötig sei. Diese Art Leute hat es aber zu allen Zeiten gegeben; sie haben sich neuerdings nur an die Oberfläche und in den Vordergrund gedrängt. Ich meinesteils habe aber die feste Überzeu-

gung, daß wir uns durch diese Zeit sehr bald durchgerungen haben werden. Fleißige und Unfleißige, Strebsame und Widerwillige hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es immer geben, genau ebenso wie die Unintelligenten und Faulen einen mehr oder weniger versteckten Kampf gegen die Intelligenten und Fleißigen führen. Wer mit seinem Wissen und Können hoch steht, besonders wenn es Leute gibt, die ihn nicht zu erreichen vermögen, der muß damit rechnen, daß er den Angriffen der weniger Könnenden dauernd ausgesetzt sein wird. Das ist eine Tatsache, an der nun einmal nichts zu ändern ist; sie liegt in der teilweisen Verderbnis des menschlichen Charakters und kommt bei Tieren nicht vor. Allerdings sind es dann ja auch Fehler pathologischer Art, und bedauernswert die Leute, die davon befallen sind.
Also mit einem Worte: Unsere Jugend hat die Zukunft und wird uns nicht enttäuschen, soweit es sich um handwerksmäßiges Gewerbe handelt. Die Fabrikbevölkerung, die heute noch blind und in den Klauen bewußt irreführender Hetzer dahergeht, wird eines Tages schon erwachen; es kann aber noch lange dauern.– Indessen nahm die Schule ihren Fortgang. Regelmäßig in jedem Jahre fand eine Revision durch Regierung und Handwerkskammer statt; in einem Jahre hatte Geheimrat Dönhoff aus Berlin, der Dezernent des Landesministeriums, die

Revision mit übernommen. Der Erfolg war: eine Erhöhung des jährlichen Zuschusses. Der eben erwähnte Zustand ging mehrere Jahre so. Die Handwerkskammer strebte danach, die Stadt zu veranlassen, die Fachschule nebst Inventar zu übernehmen und mich als Lehrer anzustellen. Der Beweis, daß die Schule als solche lebensfähig, auch notwendig sei, war von mir erbracht worden. Diese Übernahme geschah nicht auf einmal, sondern nach und nach. Zuerst wurde für die Fortbildungsschule eine praktisch arbeitende Fachklasse eingerichtet. Im nächsten Jahre schon übernahm dann die Stadt die ganze Klasse und ich trat als Lehrer in städtischen Dienst. Ich war gerade sechzig Jahre alt. Die Klasse entwickelte sich sehr gut, die Schülerzahl mehrte sich von Semester zu Semester.

Es blieb auch hier nicht aus, daß Angriffe persönlichster Art auf die Unterrichtsmethode seitens einzelner Innungsmitglieder erfolgten. Sogar ein schriftlicher Protest erfolgte, unterzeichnet vom Obermeister der Düsseldorfer Innung und einigen anderen Innungsmitgliedern. Der damalige Direktor aber kannte die Eigenart der Handwerker und handelte danach. Er forderte vom Obermeister eine Aufstellung eines genau detaillierten Lehrplanes für den Unterricht; das war im Jahre 1904. Bis heute ist diese Aufstellung noch nicht erfolgt, wird wohl nun auch nicht mehr kommen.

Dabei sind einzelne scherzhafte Einzelheiten bezeichnend. Ich hatte – genau wie andere Fachschulen auch – den Linoleumschnitt als Unterrichtsgegenstand eingeführt, und die Schüler hatten viel Freude daran. Ein Meisterlein eiferte nun ganz gewaltig gegen diesen „Unfug", wie er es nannte. Der Mann hatte in seinem Betriebe eine kleine Druckpresse und auch Arbeit dafür, so daß er einen Buchdrucker, einen Schweizerdegen, einstellte. Ich hatte einen von seinen Lehrlingen ein Plakat schneiden lassen „Hier ist ein Zimmer zu vermieten". Das nahm der Schüler mit ins Geschäft und druckte es ab. Zur nächsten Stunde kam der junge Mann mit der Bitte seines Meisters, ein weiteres Plakat zu schneiden „Hier wird Bügelwäsche angenommen". Und so ging es noch einige Zeit weiter. Der Linoleumfeind war bekehrt und fand den Nutzen der Arbeit heraus. Aber es gilt halt immer noch „Semper calumniare – aliquid haeret".

Die Klasse richtete sich, wie schon gesagt, gut ein. Der Direktor redete mir nicht hinein, und ich konnte nach eigenem Gutdünken aufbauen. Nur das eine war dabei: die Gelder waren knapp, und ich mußte mich doch recht einschränken. Ich habe aber doch immer das Notwendige beigebracht, die Klasse hat floriert, die Schüler haben die Anstalt befriedigt verlassen.

Wie schon früher gesagt, sollte für das Jahr 1915 in Düs-

seldorf wieder eine Ausstellung eingerichtet werden; die Schule wollte sich daran beteiligen, und ich hatte schon eine bis in alle Einzelheiten ausgearbeitete Denkschrift mit Zeichnungen und Skizzen für die einzelnen Gruppen ausgearbeitet. Es sollte die Entwicklung aller Einbandkunst von der ältesten bis in die neueste Zeit dargestellt werden, wobei die einzelnen Hauptgruppen produktiv arbeiten sollten, um Geld hereinzubringen. Der Krieg zerstörte alle diese Pläne; sie blieben unausgeführt, und die bereits begonnenen Bauwerke auf dem Ausstellungsgelände wurden abgebrochen.

Im Jahre 1907 trat die Handwerkskammer Münster an mich heran, ob ich in Münster einen Meisterkursus für Buchbinder abhalten wollte. Das wollte ich natürlich gern, und die Vorbereitungen dazu waren bald getroffen. Schon im Jahre vorher hatte ich einen kürzeren Kursus für Marmorieren in Neunkirchen in der Pfalz gehalten, verbunden mit einer Reihe öffentlicher Vorträge über die Einbandgeschichte und einzelne Techniken unseres Faches. Noch während ich in Münster war, hatte ich mit der Behörde in Straßburg zu verhandeln, die einen längeren Kursus in allen unseren Kunsttechniken veranstalten wollte. Auch hier waren die Vorarbeiten bald erledigt, und ich reiste von Münster direkt nach Straßburg. Eine vollständige Einrichtung für das Handvergolden und

was damit zusammenhing führte ich mit. Ich hatte mir einen massiv gearbeiteten, eisenbeschlagenen Koffer machen lassen, in dem ich alle notwendigen Utensilien unterbringen konnte, einschließlich eines Kupferkessels für Leim. Dieser Koffer hat dann meine Reisen zu den Meisterkursen treu mitgemacht. Der Straßburger Kursus war einer der schönsten und erfolgreichsten. Er war von vornherein sehr großzügig angelegt und auch eine Vereinbarung mit Professor Loubier in Berlin getroffen, nach der er einen Zyklus von Vorträgen über Einbandkunst hielt. Am Schlusse als Krönung des Ganzen eine Ausstellung von alten Einbänden unter Anschluß neuer, auch der Arbeiten aus dem Kurse, im Palast Rohan. Ein stimmungsvolleres Milieu hätte man kaum finden können. Alle die alten Mahagonimöbel mit echten Bronzebeschlägen aus der besten französischen Zeit, an den Wänden Gobelins, die erst kurze Zeit vorher im Dom aufgefunden worden waren: das war das äußere Darumherum für eine Ausstellung, wie wir sie so bald nicht wieder erleben werden. Aus den Bibliotheken von Straßburg und Metz, aus Kolmar, Darmstadt, Donaueschingen und anderen wertvollen öffentlichen und privaten Sammlungen waren kostbare Stücke herbeigezogen worden, um zu einem Ganzen vereinigt als eine Entwickelungsgeschichte der Einbandkunst zu dienen. Daran wurden dann auch die Ar-

beiten der Meisterkursisten und solche Straßburger Meister der Gegenwart angegliedert. Ich hatte von vornherein mit meinem Verleger Knapp in Halle vereinbart, daß die kostbarsten Stücke photographiert und im Archiv für Buchbinderei veröffentlicht würden. Das ist dann auch geschehen, und ich habe es ermöglichen können, daß gerade zur Eröffnung der Ausstellung durch den Fürsten Hohenlohe die ersten Hefte des Archivs für Buchbinderei fertig vorlagen. Das hat allerdings eine volle Nacht am offenen Fenster in lauer Herbstluft am Schreibtisch gekostet; ich hatte es aber doch geschafft. Der Plan, den ich bei der Übernahme der Photographien durch das Archiv im stillen hegte, nämlich eine besondere Publikation über die Bände der Ausstellung im Knappschen Verlage herauszubringen und dabei eine Entwicklung der Geschichte der Einbandkunst zu schreiben, kam nicht zur Ausführung. Ich hatte mit dem Direktor des Kunstgewerbemuseums die Sache schon besprochen und hatte ihn gebeten, zu einer eventuellen Publikation eine Vorrede zu schreiben. Er sagte auch zu, und mein Verleger war soweit auch einverstanden. Ich war dann nicht wenig erstaunt, als ganz unerwartet eine Publikation von meinem Verleger herausgebracht wurde, die der damalige Assistent am Museum geschrieben hatte.

Aber sonst war der Erfolg des Meisterkurses durchaus

nach Wunsch ausgefallen. Eine Abschiedsfeier, an der auch Geheimrat Böhmer von der elsässischen Regierung, Professor Loubier, der Handwerkskammervorsitzende und andere Herren, die im Gewerbe führend waren, teilnahmen, beschloß in würdiger Weise diesen größeren, ersten Meisterkursus. Nachdem habe ich noch andere geleitet, in Königsberg, Freiburg im Breisgau, Breslau, Regensburg; auch einige kleinere Teilkurse. Dann trat die österreichische Gewerbekammer an mich heran, und es kam eine Reihe von Meisterkursen in Krakau und Lemberg zustande. Das war für mich so viel des Neuen und Anregenden, gab so viel Stoff für Erweiterung des Wissens und Könnens, daß ich vielleicht nicht weniger der Nehmende als der Gebende gewesen bin. Besonders Polen war für mich ein Wunderland, in dem ich auch viele aufrichtige Freundschaftsbeweise gefunden habe. Von Land und Leuten, von Sitten, Gebräuchen und vor allem von polnischer Kunst im Gewerbe habe ich so viel des Schönen und Nachahmenswerten gefunden, daß es noch jetzt und für lange Zeit vorhalten wird. Unter diesen Eindrücken habe ich auch dann einen polnischen Stempelsatz gezeichnet auf Grund von Motiven polnischer Volkskunst.

Ein ganz nettes Erlebnis war dabei aber doch. Ich hatte eine Reihe von Skizzen für Stempel gefertigt und sagte

dem Schul- und Gewerberat Stepanowicz, der auch gewissermaßen mein Vorgesetzter war, daß ich vorhätte, danach Stempel zu zeichnen und zu verwenden. „Ach, das können Sie doch nicht; dazu müßten Sie doch Pole sein." Ich habe die Stempel aber doch gezeichnet, und die Firma Dornemann in Magdeburg hat sie graviert. Als ich zum nächsten Kurse wieder nach Lemberg reiste, nahm ich die Stempel mit. Damit sie aber frei durch den Zoll gingen, habe ich sie kurz vorher auf dem Meisterkurse in Breslau anbrauchen lassen. So gingen sie als Werkzeug mit meinen anderen Werkzeugen kostenfrei durch. Nun zeigte ich sie dem Schulrat. „Ja, das ist alles sehr schön, aber die Anwendungen muß doch ein polnischer Künstler machen; das kann ein Deutscher nicht!" Nun, wir haben zwei Monate lang die Stempel gebraucht und nur damit ornamentiert. Mit dreizehn Schülern habe ich in zwei Monaten einhundertsiebzig Bände, meist Ganzlederbände fertig gebracht. Am Ende gab es natürlich wieder eine Ausstellung in den Räumen des technologischen Instituts. Gerade an dem Abend, da die Ausstellung fertig geworden, klopft es spät abends noch an meine Türe. Es erscheint mein Herr Schulrat, faßt mir beide Hände und hätte mich fast umarmt, was übrigens in Polen sehr üblich ist. „Ich habe Ihnen Unrecht getan; Ihre Arbeiten sind echt polnisch ausgefallen, und Sie haben es doch

gekonnt. Ich will Ihnen aber auch sagen warum: Sie sind nämlich doch Pole und von unserem Blute; das sagt ja schon der Name Adam." Ich habe mir das, wohl oder übel, gefallen lassen und bin eben als Pole aus Polen wieder nach Deutschland gegangen, war da aber doch gleich wieder Deutscher. – Aber gefreut hat mich die Sache doch, denn ich habe sie mir als einen Erfolg verbucht.

Polen ist eben doch ganz abweichend von unserer deutschen Heimat und hat so viele Eigenarten in Landesgebräuchen und Sitten, daß diese uns merkwürdig erscheinen. Schon die weit östlichere Lage verändert das Klima und damit die Lebensweise. Als ich das erstemal in Krakau war, hatte ich den Kursus am 1. November zu beginnen. Da ist es bei uns reichlich rauh; in Krakau bin ich am Allerseelentage noch ohne Überzieher in den Bergen um den Kosciuszkohügel mit der Zitadelle gewesen bei wunderbarem Sonnenschein und einer Wärme, wie wir sie bei uns nicht gewöhnt sind. Aber ebenso schnell und ohne Übergang tritt der Winter ein; genau acht Tage später bin ich am Sonntage an derselben Stelle mit dem Rodelschlitten im tiefen Schnee heruntergefahren. Einer der Krakauer Fachleute hat diese Tour mit mir gemacht, und es war wunderschön. Nachdem es finster geworden, etwas später als bei uns, suchte man sich erst in einer der Dorfkneipen mit einem Gläschen, auch wohl zwei

waren es, mit „Krupnik" zu stärken und zu erwärmen. Das ist ein ganz eigenartiges Gebräu, mit dem man jedoch vorsichtig umgehen muß. Es wird aus „Met" destilliert, und um die Wirkung etwas abzumildern, ißt man kleine Kügelchen von Schafkäse dazu. Die stellt die Wirtin schon gleich mit auf den Tisch. Um uns herum lauter nette junge Polinnen in den kleidsamen Rodelkostümen mit Ohrenklappen, und lustig sind sie auch. Der Pole und die Polin der besseren Stände sind schöne Leute, dabei liebenswürdig und gastfreundlich, von zierlichen und behenden Bewegungen und gewandt im Umgange. Ich denke gern an meinen mehrfachen Aufenthalt in Galizien zurück.

Zur Zeit, da ich das erstemal in Krakau war, standen die Buchbinder im Streik. Heute, da wir in Deutschland in dauernden Streikschwierigkeiten leben, mutet es uns sonderbar an, wenn wir erfahren, aus welchen Gründen man damals in Krakau gestreikt hat. Die Gehilfenschaft hatte die Arbeit eingestellt solange, bis man ihre Forderungen bewilligt hätte: In jeder Werkstatt und in jeder Woche zwei frische Handtücher und eine Wascheinrichtung innerhalb der Werkstatt. Es mußte nämlich jeder auf den Hof an den Brunnen gehen, um sich zu waschen. Außerdem eine Lohnaufbesserung von einem Gulden pro Woche. Vierzehn Tage hat man gekämpft, um das durchzusetzen.

Ja, das Kapitel der Gesundheits- und Wohlfahrtspflege steht in Galizien wie im übrigen Polen auf einem besonderen Blatte. Hier ist eben alles zu wünschen übrig geblieben. Heute noch, wenn ich im Zusammenhange mit Polen das Wort „Klosett" höre, erfaßt mich ein Grauen, und ich ziehe im Interesse des Wohlbefindens meiner geschätzten Leser es vor, mich über die Einzelheiten auszuschweigen. Es war fürchterlich.

Die Straßenreinigung – es war ja schon Winter – sorgte prompt für das Abschaufeln der Schneemassen, und dann kam die Kehrmaschine und beförderte den Schlamm und sonstige Reste an die Seite der meist breiten Straßen. Dort blieb aber alles liegen und wurde von den Wagen und den Passanten wieder auf die ganze Straßenbreite verteilt, um am nächsten Tage wieder zusammengeschaufelt, zusammengekehrt und wieder nach der Mitte verschleppt zu werden. Und so fort ad infinitum.

Ich erwähnte vorhin das famose Getränk „Met". Es werden nicht viele wissen, was das ist. Die vielverbreitete Annahme, daß es das Getränk der alten Germanen wäre und ein bierähnliches Gebräu, trifft nicht zu. Met ist mit Wasser verdünnter und gekochter Honig, dem noch verschiedene Gewürze zugesetzt werden. Jede Haushaltung hat da ihre eigenen Rezepte, um nicht zu sagen: Geheimnisse. Die ganze Sache kommt dann zum Gären; in Ga-

lizien wirft man zu diesem Zwecke zerkleinertes Brot in die Mischung. Erst nach längerem Lagern entwickelt sich der eigenartige, an Madeirawein erinnernde Geschmack. Der Pole ist so anständig, den Neuling vor zu vielem Trinken zu warnen. Das Getränk wird in geschliffenen Pokalen ausgeschenkt, und man soll nicht mehr als einen solchen Pokal trinken. Der Pole selbst trinkt im höchsten Falle zwei Gläser. Der Met hat eine unangenehme Eigenart; bei zu vielem Genusse — ja wie soll ich das ausdrücken? — also bei zu vielem Genusse wirkt der Met — der Stratege würde sagen: Wirkung nach zwei Fronten. Den Ausdruck möchte ich beibehalten und auf Weiteres nicht eingehen.
Ich für meinen Teil bin an jedem Freitag abend in das stimmungsvolle alte gotische Gewölbe gegangen, wo seinerzeit König Kasimir jeden Abend hinging, um sich die notwendige Bettschwere zu holen. Dort hatte ich einen älteren hochgebildeten Juden kennen gelernt, der Südfrüchte importierte und die halbe Welt bereist hatte. Es war ein Genuß, sich mit diesem geistreichen und welterfahrenen Manne zu unterhalten. Das meiste und beste, was ich über die dortigen Verhältnisse weiß, habe ich von diesem Herrn, einer großen Patriarchen-Erscheinung mit weißem Barte, erfahren.
Krakau hat heute noch ein besonderes Judenviertel, in dem aber ebensoviele Christen wohnen. Der genannte

König Kasimir hat, wie man sagt, auf Veranlassung seiner Mätresse, die Jüdin war, Juden nach Krakau und nach Polen hereingezogen, damit seine Volkskinder gewerbstätiger und vor allem handelstüchtiger werden sollten. Er hat ihnen dazu alle möglichen Erleichterungen und Vorrechte eingeräumt, auch große Bauten geschaffen. Nun haben die Polen das Handeln und Wirtschaften aber nicht gelernt, sondern die Juden haben es ganz in die Hand bekommen. Heute schimpft der Pole, der geschäftlich und finanziell ganz in der Hand der Juden ist, über diese und sieht die Fehler, die seine Vorfahren schon eingeleitet haben, durchaus nicht ein. Überhaupt ist der Pole ein großes Kind; gut geleitet, ist er ein durchaus brauchbarer Mensch. Allein auf sich gestellt, kommt er nicht weiter, hält nicht durch, und in den meisten Kreisen fehlt die Initiative, vor allem Großzügigkeit im Tun und Denken.

Schon bei dem ersten Kurse in Galizien, in Krakau, habe ich bei dem damaligen Direktor des Kunstgewerbemuseums, Architekt Stryjenski, den Vorschlag gemacht, am Schlusse des Kurses eine Ausstellung der Arbeiten zu veranstalten und dazu auch aus öffentlichen Bibliotheken alte Bände heranzuziehen. „Das geht nicht, das können wir nicht fertig bringen, denn niemand wird uns etwas verleihen."

Ich habe aber doch nicht locker gelassen, bis er schließlich sagte: „Wenn Sie glauben, daß Sie es fertig bringen, dann machen Sie es selbst." Das hab ich denn auch getan, bin zunächst zum Stadtpräsidenten Leo — das entspricht unserem Oberbürgermeister — gegangen, bin auch wunderbarerweise mit einiger Dreistigkeit zu ihm selber gelangt, habe ihm mein Vorhaben auseinandergesetzt und auch gleich einen begeisterten Anhänger der Idee gefunden. Er meinte, das wäre noch das Beste an der ganzen Sache, die Bevölkerung würde aufmerksam auf das schöne Buchbindergewerbe, auf das Museum, das kein Mensch kannte, und auf das Kunstgewerbe überhaupt. Auf mein Bitten gab er mir sofort eine Vollmacht, aus der Stadtbibliothek und dem Archiv Bücher nach meiner Auswahl entnehmen zu dürfen, und gleichzeitig eine Empfehlung an den Fürsten Czartoryski, der selbst eine große und unter einem Gelehrten stehende Bibliothek besitzt. Da habe ich denn reichliche Auswahl treffen können, vor allem aber auch die Sammlungen kennen gelernt. So ist dann auch eine vorzügliche Ausstellung zusammengekommen, und die Krakauer strömten hin, um sie zu sehen und zu bestaunen, was man doch für Schätze besäße. Daß auch die Buchbinder etwas zu leisten imstande waren, hatte man auch noch nicht gewußt, trotzdem in Krakau zwei Meister waren, die bereits Außergewöhn-

liches leisteten. Aber es waren eben Blümchen, die im Verborgenen blühten. Wird jetzt wohl aber besser geworden sein.

Mit einzelnen Kursisten habe ich ja freilich meine Not gehabt, sie von der alten hergebrachten Schlendrianschablone abzuziehen. War da ein bereits nicht mehr junger Meister, der schon sein eigenes Geschäft irgendwo in der Tatra hatte. Der wollte mit aller Gewalt durchsetzen, einen „feinen Kasten" außen mit Glasspiegeln und darauf geklebten Bildchen zu bauen. Da ich das als eine Geschmacklosigkeit ablehnte, ging er zum Direktor Stryjenski und beschwerte sich, denn er hätte das Kunstwerk nach Fertigstellung dem Museum schenken wollen. Da war er aber bös angekommen; der kam mit dem Manne herüber und hielt den Herren gemeinsam ein Privatissimum über Geschmacklosigkeiten im allgemeinen und unseres Freundes im besonderen. Das hat mir dann doch sehr bei meiner Arbeit genützt. Wir haben eine Reihe sehr guter Handvergoldungen, auch Intarsia-Arbeiten fertiggebracht. Da fast alles den Teilnehmern fremd war, ich aber mich bemühte, für jeden etwas so zu zeichnen, daß er mit seinem mehr oder weniger bescheidenen Können doch noch etwas erreichte, waren sie erstaunt, was sie eigentlich alles für Fertigkeiten besäßen. Das wurde — sehr mit Unrecht — mir aufs Konto gesetzt, und ich hatte eigentlich nichts wei-

ter getan, als den Leuten den Weg zu zeigen, wie man mit geringen Mitteln immerhin etwas zu leisten imstande sei. Jedenfalls habe ich das Eine erreicht, was mir das Wichtigste scheint: ich habe die Liebe zu unserem Gewerbe und die Liebe zur Arbeit ganz wesentlich gefördert.

Fast noch wirkungsvoller waren die Kurse in Lemberg. Dahin mußte ich eine ganze Einrichtung der Werkstatt, einschließlich der Beschneidemaschine, besorgen. Da die Werkzeuge auch untergebracht werden mußten, hatte ich auch einen Schrank dafür zu zeichnen, der so eingerichtet war, daß die Werkzeuge mit Zubehör verschließbar waren. Auch eine kleine Stockpresse hatten wir. Der Schrank hat sich dann auch gut bewährt und war von einem einheimischen Schreiner sauber angefertigt worden, die Stempel und Fileten nach meiner Zeichnung waren ebenfalls darin untergebracht, auch Papiere und sonstige Materialien, einige Holzpressen, Leim- und Kleistergefäße. Die ganze Einrichtung sollte auf Jahre hinaus der Gewerbeförderung dienen; heute wird auch in Galizien das in die Ecke gestellt sein. Im ersten Jahre des Unterrichts in Lemberg fand die Chopinfeier statt; es wurde mir von vornherein ein Passepartout zugestellt für alle damit verbundenen Feste und Konzerte. Ich habe viel Schönes und Genußreiches gehört, allerdings auch die deutschenhetzerische Rede Paderewskis. Da er aber polnisch sprach,

habe ich das wenigste verstanden. Aber Musik versteht der Pole zu machen und, was wir nicht können, er versteht, sie anzuhören.

Lemberg ist eine wunderschöne Stadt, die alte Kaiserresidenz der Ruthenen, die heute von den Polen als minderwertige Nation behandelt werden, trotzdem sie fleißiger und anstelliger sind als die Polen. Ich habe oft die Ruthenen im Kurse, die „Ukrainer", gegen die Willkürlichkeiten der Polen schützen müssen. So anmaßend der Pole wenn er in der Überzahl, auch ist, so beugt er sich doch einem festen Willen und einem scharfen Zugreifen. Ich bin stets gut mit ihnen gefahren.

In Lemberg habe ich schon gleich im ersten Kurse versucht, mit öffentlichen Vorträgen unserem Gewerbe zu nützen, und ich glaube, daß es auch geglückt ist. Als ich dem Dezernenten der Gewerbeförderung, Herrn Hofrat Navratil, den Vorschlag machte, sagte er bedingungslos zu, machte mich aber darauf aufmerksam, daß es wohl nur wenige Zuhörer geben werde, da man das gar nicht gewöhnt sei, ich ja auch deutsch reden müßte. Aber der Versuch ist gemacht worden – und er ist geglückt. Der erste Vortrag über Buntpapiere und deren Herstellung mit demonstrativen Vorführungen war bereits gut besucht, und nach dem Vortrag wollte jedes Männlein und Weiblein wenigstens einmal den Pinsel in die Hand neh-

men und selbst probieren. Ich habe dann noch so viele Auskünfte geben müssen, daß die Zuhörer erst auf dringendes Bitten des Kastellans den Vortragsraum verließen. Im zweiten Jahre habe ich dann schon nach Düsseldorf die Bitte erhalten, doch ja wieder den Vortrag über Buntpapier zu wiederholen, was dann ja auch geschehen ist. Die Zuhörer mehrten sich von einem Vortrage zum anderen, die Kurse mußten nach dem Saale im Kunstgewerbemuseum verlegt werden, da im „Instytut technologiczny" nicht genug Raum und Sitzgelegenheit war.

Der letzte Vortrag im letzten Jahre hatte das Thema: Die polnische Frau im polnischen Buchgewerbe. Es war kein Plätzchen mehr frei, und aus allen Räumen waren die Stühle herbeigebracht worden, damit wenigstens die Damen sitzen konnten. Als ich am anderen Tage mich von dem Direktor der Kunstgewerbeschule, einer musterhaft eingerichteten Anstalt, verabschiedete und an seine Türe klopfte, öffnete er diese weit, und ein Saal, mit Damen gefüllt, klatschte in die Hände. Als ich fragte, was das bedeute, meinte er, das gelte mir. Die Damen hätten am Abend vorher meinen Vortrag gehört, und das seien noch nachträgliche Lorbeeren. Es fand nämlich gerade ein Kursus für Lehrerinnen über das Kunstgewerbe statt, und die waren vollzählig im Vortrage gewesen.

Aber auch sonst waren die Tage in Lemberg reichlich an-

regend. Unter anderem erhielt ich eine Einladung des Direktors Siemiradzki, Bruders des bekannten Malers, das ihm unterstehende Ethnographische Museum unter seiner Führung zu besichtigen. Das nahm ich nur allzu gern an. Alles, was auf dem Gebiete, das nur jemals zu Polen gehört hat, in und unter der Erde und in der Luft jemals gelebt oder bestanden hat, ist in dem Museum in vorbildlicher Weise dargestellt, unter anderen ist ein Mammut, das man in der Nähe von Kolomea aus einer Grube mit Erdwachs herausgeholt hat, ausgestellt, unter dem sich dann noch ein Rhinozeros in der Zahnungsperiode mit teils alten, teils neuen Zähnen begraben fand. Alles frisch erhalten durch die konservierende Eigenschaft des Erdwachses. Selbst die Haarbüschel auf dem Rücken und die noch vollständigen Schleimhäute in Maul und Nase sind erhalten und jetzt wohlkonserviert. Aus Braunkohlenstämmen sind bisher vierhundert Arten von Insekten festgestellt und bestimmt worden. Die Sammlungen des Museums geben einen umfassenden Überblick über Tiere und Pflanzen, Minerale, Bernstein und andere Funde, die jemals in Polen und auf einst polnischem Gebiete gemacht wurden. Als ich einen Sonntagsausflug nach dem größten Binnensee Polens, nach dem Janow-See, unternahm, war dieser gerade abgelassen worden, um ihn auszufischen. Da fischen nicht allein die Menschen, sondern

vom Schwarzen Meere her kommen die Pelikane und holen sich ebenfalls ihren reichlichen Anteil. Während des Ablassens bilden sich im See kleinere und größere Inseln, auf denen sich die mächtigen Vögel niederlassen und in unbeweglicher Ruhe die Wasseroberfläche beobachten. Sehen sie in erreichbarer Entfernung einen ihnen passenden Fisch, dann stößt mit unglaublicher Geschwindigkeit der gewaltige Schnabel mit dem sackartigen Unterschnabel vor, und es ist aufregend zu sehen, wie sich der dem Tode geweihte Fisch in dem Unterschnabel überschlägt und windet, bis er endlich durch den Schlund hinabbefördert ist. Mit der gleichen Ruhe setzt sich der Vogel wieder an den Rand des Wassers in Erwartung der nächsten Beutegelegenheit. Dabei begnügen sich diese Seeräuber nicht mit den kleinsten Fischen, sondern wissen recht respektable Größen herauszufischen.

Am Janow-See habe ich dann auch noch ein anderes Erlebnis gehabt, das mir dauernd im Gedächtnis bleiben wird. Es war mir aufgefallen, daß sich im Laufe des Nachmittags lange Reihen von Juden, die eine eigenartige Mütze mit Pelzbesatz trugen, nach dem See hin bewegten. Auf Nachfrage erfuhr ich, daß gerade der Tag war, an dem die Juden an den See ziehen, um unter entsprechenden Gebeten sich ihrer Sünden des Jahres zu entledigen; es war also eine Art Bußtag. Die ganze

Eigenart und diese stille Andachtsruhe hatten für mich den Eindruck einer intimen Feierlichkeit. Alle Aufklärung darüber gab mir der Bürgermeister von Janow, der selbst Jude ist und dort am Platze einige der wenigen Metfabriken Polens betreibt. Ich habe ihn dann in seiner Wohnung besucht, die bis in alle Einzelheiten von großer Sauberkeit und in einer einfachen und vornehmen Weise ausgestattet war. Was mag seit jener Zeit über die Familie des alten freundlichen Mannes hereingebrochen sein; Russen und Polen haben in jener Gegend gleich unheimlich gewütet.

Bei meinen Ausflügen in die Umgebung Lembergs kam ich auch in das Örtchen Winiki; freundlich und sauber, mit hellen Hausfronten und blanken Fenstern. Eine große Tabakfabrik beschäftigt eine Menge von Leuten. Ich war erstaunt, überall deutsch angeredet zu werden. Ich hörte dabei aber auch, daß Winiki eine deutsche Kolonie, und daß früher hier Weinbau betrieben worden sei, der sich dann später aber nicht mehr gelohnt habe. Der Name des Ortes deutet noch darauf hin.

Die landschaftlichen Umgebungen Lembergs sind im Charakter ähnlich unserm deutschen Sauerlande, auch wohl der deutschen Eifel. Daß Lemberg von den Russen seinerzeit so glatt erobert werden konnte, ist mir immer ein Rätsel gewesen. Ganz nahe bei dem Orte Winiki ist eine ganz

bedeutende Erhebung, die „Czartowska Skala", zu deutsch der Teufelsberg. Von da aus ist die ganze Umgegend von Lemberg mit mäßigem Geschützmaterial zu beherrschen. Man hat es aber nicht zu beherrschen versucht, man hat es — verraten. Ich habe aber glücklicherweise noch eine ansehnliche Zahl von Photographien der Einbände mit nach Deutschland gerettet. Ob die Originale dazu noch vorhanden sind, ist mir unbekannt; es wurde seinerzeit behauptet, daß die Russen das Museum mit Inhalt beschlagnahmt hätten. Wie weit das der Wahrheit entspricht, war noch nicht nachzuprüfen.

In Lemberg habe ich auch erfahren, daß bei den vielen verschiedenen Einfällen der meist unangenehmen Nachbarn Polens stets gewisse Reste, ob freiwillig, ob als Gefangene, das ist nicht mehr festzustellen, dablieben. Jedenfalls sind sie, das heißt ihre Nachkommen, noch da und bilden eigenartige Enklaven im polnischen Gesamtkörper. Sehr eingehend ist das im Völkermuseum gezeigt, und Direktor Siemiradzki gab dazu die interessanten Erklärungen. Die am frühesten Eingesprengten sind wohl die Zakopaneleute am Fuße der Tatra. Es sind Griechen gewesen, und noch heute tragen sie Ober- und Unterkleidung wie zu den Zeiten Homers. Als ich den Satz polnischer Stempel zeichnete und ich die polnische Volkskunst durchstöberte, fand ich fortwährend Anklänge an die antike grie-

chische Kultur. Neuerdings, nachdem ich die koptisch-griechischen Einbände des Ägyptologischen Museums bewundern durfte, fand ich auch da wieder Formen und Motive, die in diese Richtung hineinpassen.

Die Tataren sind viele Male in Polen eingefallen, wobei Frauen und Töchter schwer zu leiden hatten. Was in der Folge solcher Gewalttaten dann als Nachwuchs zur Welt kam, wurde als „Tatarczuk" bezeichnet und steht als Familienname in vielen Beispielen. Mein Gewährsmann für diese Mitteilung ist der Direktor des technologischen Institutes, der auch Tatarczuk heißt.

Eine eingesprengte türkische Gruppe sind die Huzulen; sie sind ebenfalls in der Tatra, und zwar an der nordöstlichen Seite hängen geblieben. Es sind große, kräftige Leute, und ihre Wohnungseinrichtungen haben viel Ähnlichkeit mit den türkischen, sind vielfarbig bemalt, wie auch die Stickereien auf den Kleidern von Männern und Frauen vielfarbig bestickt sind. Die Huzulen vermindern sich zusehends. Ich glaube, daß die strenge Inzucht, die sie lange Zeit durchgesetzt haben, die Zahl gemindert hat. Sie selbst behaupten, daß der letzte Einfall der Russen, die sie gegen die Ungarn unterstützen wollten, die Schuld tragen soll. Die haben eine bis dahin dem Völkchen unbekannte Krankheit, die Syphilis, mitgebracht, und ein großer Teil der Einwohner ist verseucht. Nun will man durch ein eben-

so eigenartiges wie barbarisches Gegenmittel die zurückgehende Kinderzahl heben. Man bringt zugereiste Gäste im Schlafzimmer der Hausfrau unter, das der Hausherr verläßt. Ob das dem allseitigen Geschmack entspricht, und ob es eine Blutauffrischung einleiten wird? Das muß die Zukunft lehren. Ich wollte die Sache nicht glauben, aber Direktor Siemiradzki machte mich mit seinem Sekretär bekannt, der die Angabe voll und ganz bestätigte. Ist's die Wahrheit, so ist die Sache doch sehr orientalisch, für unsere deutschen Begriffe auch schwer verständlich. Ich habe später auch noch andere Huzulen der gebildeten Stände kennengelernt, die mir die Richtigkeit bestätigt haben.

Nachdem im Jahre 1912 und dann 1913 die Meisterkurse in Köln eingerichtet waren, hörten die galizischen Kurse auf, werden wohl auch eine Fortsetzung überhaupt nicht mehr finden. Die Buchbinderabteilung der Kölner Kurse habe ich dann auch unter Geheimrat Romberg eingerichtet, habe den Ankauf der Maschinen einschließlich der Vergoldepresse besorgt, wobei der damalige Obermeister Brechtel hilfreichen Beistand leistete. Es war eine Musterwerkstatt, in der auch nichts fehlte. Das Vergoldewerkzeug waren nach meinen Zeichnungen angefertigte Stempel, der Schrank, in dem sämtliche Werkzeuge aufzunehmen und zu verschließen waren, ist von mir bis in alle Einzelheiten gezeichnet worden, alle Gelasse darin

waren bezettelt und bezeichnet. Für die Presse waren ausreichend Messingschriften und Liniensätze vorhanden, außerdem an Materialien so viel, daß es auf Jahre hinaus reichen mußte. Es war also gar keine besondere Kunst, mit solchen Einrichtungen Hervorragendes zu leisten; und es ist etwas geleistet worden während der letzten zwei Jahre vor dem Feldzuge. Für 1914 war ebenfalls ein Kursus geplant worden, aber er kam nicht zustande. Es hatten sich allerdings Teilnehmer in genügender Anzahl gemeldet, aber ehe sie beginnen konnten, ereilte sie die Einberufung, so daß zuletzt nur zwei Teilnehmer vorhanden waren, die dann später auch noch ins Feld mußten. Dabei waren die Verkehrsverhältnisse so schwierig geworden, daß ein Besuch des Unterrichts für die Teilnehmer von außerhalb zu einer Unmöglichkeit geworden wäre. Ich selbst bin, um am ersten Tage rechtzeitig zur Stelle zu sein, in aller Morgenfrühe mit dem Rade nach Köln gefahren, um dann am selben Abend in gleicher Weise zurückzufahren. Dabei ist mir unterwegs fast noch ein Abenteuer passiert. Man fahndete auf Spione, die allerdings in Mengen in Deutschland herumschwärmten. Ein allzu eifriger Einwohner in Leverkusen auf dem Wege nach Köln wollte mich unterwegs vom Rade holen und verlangte eine Legitimation. Ich deutete ihm an, daß er selbst sich erst zu legitimieren

hätte, und ich ließe mich nicht von jedem ersten besten visitieren. „Dat bruchen ich net, legitimeere, un he küht mech verdächtig vör" und damit wollte er mir die Lenkstange fassen. Im selben Augenblicke hatte er aber auch einen Tritt gegen sein Rad und im Bogen flog er seitwärts in den Straßengraben. Er schimpfte mir noch nach, aber ich habe nicht mehr viel davon gehört. Abends auf dem Rückwege habe ich im selben Orte Anzeige auf der Bürgermeisterei gemacht, und man hielt es für notwendig, sich zu entschuldigen unter der Angabe, daß die Einwohner sämtlich durch die Verhältnisse in Aufregung wären, und ich sollte kein besonderes Aufheben wegen der Sache machen.

Die Meisterkurse waren damit einstweilen am Ende; etwas anderes aber trat neu in Erscheinung. Von seiten der Militärbehörde wurden alle ehemaligen, zurzeit aber nicht dienstpflichtigen Soldaten aufgefordert, sich freiwillig zur Ausbildung des Nachwuchses zu melden. Das kam mir gerade recht, und vom ersten Tage an habe ich dann Dienst getan, vom 26. September 1914 bis zum Tage des Zusammenbruchs am 8. November 1918. An diesem letzten Tage habe ich dann mit meiner Kompanie noch Kartoffeln geschält für die durchkommenden, zurückflutenden Truppen.

Das war eine schwere, aber eine große Zeit, und ein

wahrer Genuß, zu sehen, mit welcher Begeisterung die jungen Leute wetteiferten, ihren Dienst zu tun. Mancher von ihnen ist dann hinaus ins Feld, aber nicht wieder nach Hause gekommen.

Im Anfange war das ein nicht ganz leichter Dienst, denn alles was man von der früheren Zeit her gekannt hatte, war im Laufe der Jahre gründlich verändert worden. Die Kommandos waren andere geworden, die ganze Art der Einteilungen ebenfalls. Man mußte also gewisser-maßen noch einmal Rekrut werden, um neu zu lernen. Aber es ging doch rascher, als man von vornherein an-nahm, und schon nach vier Wochen führte ich meine eigene Kompanie.

Ja, das war damals!

Heute ist unsere Welt eine andere geworden; die alten Herrscher, die alten Götzen und die alten Größen sind von ihren Piedestalen gestürzt, aber Besseres ist nicht an deren Stelle getreten. An Stelle einer oft bequemen und auch nicht immer berechtigten Ordnung ist Unordnung und Rechtlosigkeit getreten; das andere aber war doch wenig-stens eine Ordnung, wenn sie auch verbesserungsfähig gewesen wäre.

Nun gilt es, sich in völlig veränderte Verhältnisse hin-einzuleben und hineinzugewöhnen. Das letztere ist das Schwierigere, besonders für uns Alte, die wir den Auf-

bau des prächtigen Deutschen Reiches miterlebt, oder gar daran mitgewirkt haben. Aber wie sagte doch Carlyle? Arbeiten und nicht verzweifeln. Er hat ja so sehr recht. Zugreifen! Vorwärtsstreben! Wirken und Schaffen! Selbst wenn es einmal nicht das Richtige ist. Etwas kommt doch immer dabei heraus. Bisher hat sich nur gezeigt, daß man überall in Deutschland sich herumgestritten und viel geredet hat; aber nirgends hat man etwas gemerkt von richtigem Zugreifen, von folgerichtigem Handeln. Alle die, welche uns feindlich gegenüberstanden und uns bekämpften, setzen bei alledem, was sie tun und unternehmen, ihre eigene Nationalität, das Gesamtwohl ihres Volkes obenan. Der Deutsche versteht das nicht; er zankt sich mit seinen Volksgenossen herum, bekämpft und beschimpft sie, aber er tut nichts zu seinem eigenen Heile, und nur die geheiligte „Partei" steht obenan, auch wenn alles andere zugrunde geht.

Sehen wir uns aber an, was unser Volk in seinen Werkstätten leistet, und vergleichen wir es mit den Arbeiten gleicher Art im Auslande, so dürfen wir ohne Überhebung sagen: Wir stehen hinter Keinem zurück. Wir haben in der früheren Not des ungenügenden Könnens doch so viel gelernt und uns erarbeitet, daß wir in den meisten aus der guten Werkstatt hervorgegangenen Handwerkskünsten oder meinetwegen auch Kunsthandwerken uns

vor dem Auslande nicht mehr zu verstecken haben, ja daß wir ihm in den meisten Fällen um eine Pferdekopf-länge voraus sind. Das allerdings ist es gerade, was man uns nicht verzeihen will, nachdem man es einmal erkannt hat. Dennoch:

> Allzeit mit Volldampf voraus!
> Und wenn die Welt voll Teufel wär
> Und wöll'n uns gar verschlingen,
> So fürchten wir uns nit so sehr,
> Es muß uns doch gelingen!

Das mag ja wohl etwas vorlaut, etwas anmaßend klingen aus dem Munde eines, der eben gerade die Fünfundsiebzig überschritten hat. Aber die Lust zum Schaffen, zum Streben und zum Kämpfen für gutes Recht, für das Wohl meines, mir lieb gewordenen Gewerbes lasse ich mir darum doch noch nicht vergällen, um so weniger, da dieses Kämpfen in der großen Reihe der Jüngeren und Besseren heute notwendiger geworden ist denn jemals vorher, und wenn mir jemals etwas Freude gemacht hat, so ist es immer das gewesen und ist es noch heute, daß man mich in den Reihen der Kämpfer geduldet, ja auf ein Minimum von Mitwirkung von vornherein gerechnet hat. Das ist für mich das Ehrenvolle, das so Hochbefriedigende gewesen. Ich möchte also noch einige Worte über meine bisher letzten Jahre anfügen.

Da ich diese Selbstbiographie gewissermaßen „Im Auftrage" schreibe und da sie den Zweck haben soll, in den Kreisen meiner Fachleute und derer, die diesen wohlwollen, gelesen zu werden, und weil sie deshalb ein Handwerkerleben darstellen soll, wie es unter etwas von sonst üblichen abweichenden Verhältnissen sich entwickelt hat, so möchte ich auch das nicht verschweigen, was mir gegen das Ende meines doch immerhin schon reichlich zugemessenen Lebensabends zu höchster Freude gereicht hat. Das waren die Glanztage meines siebzigsten und neuerdings meines fünfundsiebzigsten Geburtstages.

Zwischendurch habe ich allerdings noch eine Arbeit auf diesem Gebiete herausgebracht, die aber nur wenigen, allerdings aufs engste Beteiligten, zugänglich geworden ist. Es war eine Denkschrift über die Reorganisation der Kunst- und Gewerbeschulen, die ich für den Semperbund in Düsseldorf verfaßt habe, und die nur an das Handelsministerium gekommen ist, sonst aber unbekannt blieb.

Zu meinem siebzigsten Geburtstage kam das Werkchen heraus: „Die Kunst des Entwerfens". Ich halte es für eine meiner besten Arbeiten, denn es ist aus meinen eigenen Bedürfnissen heraus entstanden, aus der Notwendigkeit, mir selbst klar zu machen, warum das Eine und das Andere gerade so oder gerade anders gemacht werden muß.

Mein siebzigster Geburtstag hat mir viele, in ihrer Ge-

samtheit nicht immer voll verdiente Anerkennungen gebracht, darunter das Diplom als Ehrenmitglied des Bundes deutscher Buchbinderinnungen und die gleiche Ehrung von der Vereinigung der Gewerbe- und Handelslehrer in Düsseldorf. Ehrenmitglied der Innung meiner Heimatstadt Breslau war ich schon seit längerer Zeit. Als ich eben vierundsiebzig Jahre geworden war, hat man mich pensioniert. Bei der Gelegenheit haben mir meine Schüler eine besondere Ehrung in der Klasse veranstaltet, bei der sowohl Schüler als Lehrer anerkennende Worte sprachen. Der Gewerbelehrerverband hatte in einem der größeren Säle eine besondere Abschiedsfeier mit den Familien veranstaltet, wobei auch einige erste Künstler der Stadt mitwirkten und der nach mir älteste Kollege eine herzliche und freundliche Ansprache hielt, mir auch nochmals ein hochkünstlerisches Ehrendiplom überreicht wurde.

Und nun kam der vor kurzem fällige fünfundsiebzigste Geburtstag. Es war doch die Krone alles dessen, was man mir jemals an Ehrungen zuteil werden ließ. Von allen bedeutenderen Fachverbänden, von Berlin, Wien, Rom, Hamburg, München, Leipzig kamen Ehrungen schönster Art. Der Bund Meister der Einbandkunst sandte mir eine hochkünstlerische Adresse in Pergamentdecke mit Handvergoldung, die mir durch meinen lieben Freund und Kollegen im Fache und Amte, Herrn Rudel aus Elberfeld,

überreicht wurde, was mir noch zu besonderer Freude gereichte. Was bei dieser Gelegenheit an „Schmackhaftem" an mich kam, soll hier gar nicht erwähnt werden. Aber es hätte ausgereicht zur Verproviantierung für eine Seereise. Erhöht wurde diese Ehrung noch durch Zuschriften aus den Kreisen unserer Fachzeitungen, seitens des Leiters der ägyptologischen Sammlung in Berlin und der alten Freunde, die mir im Lebensalter bereits über sind.

Ein Wermutstropfen bei all dem Freudigen: mein treuer Lebensgefährte hat das nicht mehr mit erlebt; vor vier Jahren ist sie mir rasch, innerhalb weniger Minuten, in den Armen sanft entschlafen, und unmerklich ist sie aus dem Leben geglitten. Die treuen Augen schlossen sich für immer, die allezeit fleißigen Hände ruhen. Und das wenige Jahre vor der goldenen Hochzeit, die sechs Tage vor meinem diesjährigen Geburtstage hätte stattfinden können. Meinem treuen Weibe habe ich es hauptsächlich zu verdanken, daß ich gute und böse Tage, Mühe, Arbeit und Sorge tragen und ertragen konnte. Der Schmerz um den 1916 gefallenen jüngeren Sohn hat in ihrem Herzen einen Dorn zurückgelassen, der in letzter Linie auch der erste Anstoß zu ihrem Abscheiden war.

Ich selbst bin – äußerlich wenigstens – zur Ruhe gesetzt. Aber die Ruhe will mir doch nicht so recht zusagen; mehr denn je muß ich mich heute mit meinen Arbeiten, die ich

mir noch vorgenommen hatte, beeilen, um sie zu Ende zu führen, bevor sich die Pforte nach dem Unbekannten öffnet und hinter mir schließt. Daß ich das alles in den Räumen des Kunstgewerbemuseums, auf dessen Veranlassung ich ja nach Düsseldorf gekommen bin, vorbereiten und ausführen kann, ist für mich eine nicht hoch genug anzuschlagende Annehmlichkeit. So sitze ich mitten unter meinen alten, manchmal recht schäbigen Lieblingen, kann jeden Einzelnen nach Belieben zu engerer Konsultation mit ihm heranholen. Ich hatte es mir nicht gedacht, daß ich es einst so unverdient gut haben und meine letzten Tage im Umgange mit Büchern – mit alten Büchern – verbringen würde.

Seit den Tagen meiner silbernen Hochzeit, die etwa mit dem fünfundzwanzigjährigen Geschäftsjubiläum zusammenfielen, habe ich bei den, wenigstens für mich und meine Familie wichtigen Gedenktagen jedesmal eine literarische Arbeit herausgebracht. Zu meinem obigen, ersten Geschäftsjubiläum habe ich, lediglich für meine Schüler berechnet, das kleine Schriftchen „Der neue Stil" herausgegeben; im Buchhandel ist das nicht erschienen. Es war damals mein erster Kampf gegen den Versuch, die Fachleute von der Berechtigung und von der Kunst des Entwerfens abzudrängen und ihnen nur die Ausführung des Technischen zu überlassen, wobei nicht einmal die Nen-

nung ihres Namens gestattet sein sollte. Ich bin anmaßend genug, hoffe auch, das immer beweisen zu können, den Ausführenden und seine Technik als den Hauptfaktor bei der Herstellung von handwerklich und kunsthandwerklich bedeutenden Werken zu erachten. Alle die, welche, auch wenn noch so geschickt, mit Stift und Pinsel arbeiten, aber die Technik nicht voll beherrschen, bleiben doch nur „ein tönendes Erz und eine klingende Schelle"; denn auch sie „haben der Liebe nicht". Aber nur der, der mit seinem ganzen Herzen und der Seele bei seiner Arbeit ist, kann auf einen vollen Erfolg rechnen. Das aber kann wieder nur der Techniker, und nur ihm enthüllen sich restlos alle Geheimnisse des Werkzeuges und des Materials, das er im Laufe seines Werdeganges unter Mühen und Sorgen, oft unter Entbehrungen kennen gelernt hat. Das aber kettet ihn an seine Arbeit, an seinen Beruf in unlöslichster Weise. Und dabei bleibt er gesund und zufrieden.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen, müßte also eigentlich jetzt noch eine Nutzanwendung daran knüpfen. Da ich aber nur äußerlich in den letzten Jahrzehnten Schulmeister gewesen bin, sonst mich aber stets bemüht habe, es nicht zu sein, sondern ein Mensch unter Menschen, der seine eigenen Fehler vor sich nicht verheimlichen will, aber begreift, daß alle Anderen auch nicht fehler-

los sein können, und daß Vollkommenheit zwar ein Ideal, aber gerade deshalb ein Unerreichbares ist, lasse ich es bleiben. Wer also meinen immerhin recht bunten Lebenslauf gelesen hat, der wird reichlich Nutzanwendungen für sich herauslesen können. Ich aber schließe mit folgenden Worten:

Dyn Leben glycht dem Puechelyn,
Deß solt du stets gewiß wol syn,
Eyn Blättlyn vorn und auch wol hinten
Drauf wirst du nicht eyn Zeyl wol finden.
Sie glychen wol der Kindheyt Tagen,
Soln auch dem Grysen baß behagen.
Darzwischen auf viel Blättelyn
Geschrieben ist das Leben dyn.
Bericht es wol viel guete Taten,
Sollt seyn es übel nit geraten.

Paul Adams Lebenserinnerungen
wurden als erste Veröffentlichung des Bundes
Meister der Einbandkunst E. V., Sitz Leipzig, in
einer einmaligen in der Presse numerierten
Auflage von dreihundert Exemplaren im Jahre
neunzehnhundertfünfundzwanzig hergestellt.
Den Druck in der Jean-Paul-Fraktur aus dem
Jahre siebzehnhundertachtundneunzig führte
Jakob Hegner in Hellerau bei Dresden aus.

Dies Exemplar ist Nummer

201

